

ISSN 0259-7446  
EUR 6,50

**medien**

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

**& zeit**

**Thema:  
Journalismus, Medien  
und Öffentlichkeit als Beruf I**

**GrenzgängerInnentum als  
terra incognita der  
KommunikatorInnenforschung?**

**Vom „Kuli der Börse“ zum  
Anwalt der Öffentlichkeit?**

**Vom „Literarischen Bureau“  
zum „Pressechef“**

**Inlands- und Auslands-  
korrespondenten in der  
Weimarer Republik**

**4/2014**

**Jahrgang 29**

# medien & zeit

## Inhalt

GrenzgängerInnenentum als terra incognita der KommunikatorInnenforschung? Zum Potenzial von Autobiographien für die historische Berufsfeldforschung Susanne Kinnebrock, Elisabeth Klaus & Ulla Wischermann.....	5
Vom „Kuli der Börse“ zum Anwalt der Öffentlichkeit? Zur Professionalisierung des Finanzjournalismus in Deutschland 1850–1900 Robert Radu.....	16
Vom „Literarischen Bureau“ zum „Pressechef“ Die deutsche PR-Berufsfeldentwicklung in der Weimarer Republik Peter Szyszka.....	28
Inlands- und Auslandskorrespondenten in der Weimarer Republik Jürgen Wilke.....	38
Rezensionen.....	51

## Impressum

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien, ZVR-Zahl 963010743  
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

### Gastherausgeber:

Erik Koenen, Thomas Birkner

### Lektorat & Layout:

Diotima Bertel, Barbara Metzler;  
Diotima Bertel, Christina Krakovsky

### Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner, Thomas Ballhausen

### Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),  
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),  
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),  
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),  
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),  
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

### Druck:

digitaldruck.at Druck- und Handelsgesellschaft mbH  
2544 Leobersdorf, Aredstrasse 7

### Versand:

ÖHTB – Österreichisches Hilfswerk für Taubblinde und hochgradig Hör- und Sehbehinderte  
1100 Wien, Werkstätte Humboldtplatz 7

### Erscheinungsweise:

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich in gedruckter und digitaler Form

### Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro  
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

### Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

### StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro  
Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

### Bestellung an:

*medien & zeit*, Währinger Straße 29, 1090 Wien  
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel  
**ISSN 0259-7446**

### Vorstand des AHK:

Dr. Gaby Falböck (Obfrau)  
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obfrau-Stv.)  
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obfrau-Stv.)  
Mag. Christian Schwarzenegger (Obfrau-Stv.)  
Mag. Christina Krakovsky (Geschäftsführerin)  
Barbara Fischer, Bakk. (Geschäftsführerin-Stv.)  
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier)  
Mag. Bernd Semrad (Kassier-Stv.)  
Mag. Diotima Bertel (Schriftführerin)  
Irina Pöschl, Bakk. (Schriftführerin-Stv.)  
Mag. Roland Steiner  
Ing. MMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA  
Dr. Erich Vogl

## Editorial

### Journalismus, Medien und Öffentlichkeit als Beruf: Entfesselung, Formierung, Professionalisierung des medialen Berufsfeldes

#### Fragestellungen und Konturen eines kommunikationshistorischen Forschungsfeldes

In dieser und der folgenden Ausgabe von *medien & zeit* soll der Entfesselung, Formierung und Professionalisierung des medialen Berufsfeldes nachgespürt werden, wie es sich von der zweiten Hälfte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts um die Felder Journalismus, Medien und Öffentlichkeit herausgebildet und ausgeprägt hat. Das ist grundsätzlich als Plädoyer für eine Öffnung und Weitung der kommunikationshistorischen Sicht auf die Geschichte von Kommunikation- und Medienberufen zu verstehen: hin zu einer auch historisch „integrativen Perspektive auf das Berufsfeld Medienkommunikation“ (Engels, 2002, S. 8).

Im Großen und Ganzen gilt auch für die Kommunikations- und Mediengeschichte, was Kerstin Engels vor etwas mehr als einem Jahrzehnt an der kommunikationswissenschaftlichen Kommunikator- und Medienberufsforschung kritisierte:

*„dass neu entstandene und entstehende Tätigkeitsfelder von ‚Berufskommunikatoren‘ bisher lediglich als randständiges Phänomen, d.h. als an den Rändern ausfransender Journalismus“*

wahrgenommen werden (2002, S. 7). Insbesondere in der Folge der 1995 erschienenen ersten umfassend quellenfundierten professionshistorischen Studie von Jörg Requate zur Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert hat die historische Journalismusforschung hierzulande geradezu einen Forschungsboom erlebt (zusammenfassend: Wilke, 2013). Und während so die Herausbildung und Professionalisierung des Journalismus als Beruf mittlerweile sogar in kommunikations- und medienhistorischen Einführungen und Überblicksdarstellungen einen festen Platz einnehmen (vgl. aus deutscher Perspektive: Wilke, 2002, S. 291-296; international vergleichend: Bösch, 2011, S. 114ff.), sind die modernen Medienberufe, die sich im Kontext der „Plurimedialität der Massenkommunikation“ (Wilke, 2002,

S. 303) zu Beginn des 20. Jahrhunderts rund um die neuen Medien Film und Rundfunk entfalteteten, weitgehend unberücksichtigt geblieben. Man weiß in diesem Zusammenhang mehr über mediale Angebote, Inhalte und Programme, Organisation, Verrechtlichung und selbst Publikum und Rezeption dieser neuen Medien als über diejenigen hinter Kamera und Mikrofon.

In der Tat ist festzustellen, dass mit der Fokussierung auf den Journalismus als Medienberuf in der Kommunikations- und Mediengeschichte ebenso die Geschichte der vielfältigen „Hilfsgewerbe der Presse“, also von u.a. Annoncen-Expeditionen, Korrespondenzen, Nachrichtenagenturen und Telegraphenbüros (vgl. als Überblick: Wilke, 2002, S. 246-248; zum medialen Sektor der Korrespondenzen: Kutsch, Sterling & Fröhlich, 2011; zu Nachrichtenagenturen und Telegraphenbüros: Wilke, 1991), wie insbesondere die Ursprünge einer uns heute selbstverständlichen Vielfalt moderner Medienberufe teilweise vernachlässigt wurden. Jedenfalls wissen wir noch immer viel zu wenig über die historische Formierung solcher medialer Berufsbilder wie Drehbuchautor, Filmkritiker, Korrespondent, Maternredakteur, Öffentlichkeitsarbeiter, Pressereferent, Radiosprecher, Rundfunkreporter, Werbetexter oder Reklamespezialist – um nur einige Beispiele zu nennen. Fast scheint es, als nehme man die Genese dieses hochkomplexen medialen Berufsfeldes und seine Feingliederung in eine Vielzahl an Medienprofessionen als sich sowohl selbsterklärendes wie selbstverständliches Nebenprodukt der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erst mit dem Film und dann mit dem Rundfunk einsetzenden Plurimedialisierung des Medienensembles, von medialen Innovationen sowie generellen sozialen Wandlungsprozessen, in denen Kommunikation, Medien und Öffentlichkeit zunehmend eine Schlüsselrolle spielen. Vollkommen unterbelichtet bleiben hierbei jedoch die spezifischen Bedingungen, Kontexte und Ursachen der Herausbildung dieses modernen medialen Berufsfeldes insgesamt wie die Prozesse der sektoralen Institutionalisierung medialer Branchen und Berufsfelder, die Praktiken und Praxis der einzelnen Medienberufe sowie schließlich ihre professionelle Organisation.

Wenn man vor diesem Hintergrund die eingangs erwähnte „integrative Perspektive“ auf Kommunikations- und Medienberufe für die Kommunika-

tions- und Mediengeschichte adaptiert, dann geht es folglich explizit nicht um eine (von Saxer, 1997, S. 40, zurecht kritisierte) „bloß additive Aneignung“ und Erweiterung der Kommunikator- und Medienberufsgeschichte um einzelne mediale Berufsfelder parallel zur Etablierung neuer Medien oder neuer gesellschaftsrelevanter kommunikativer Leistungen, sondern vielmehr darum, einen übergreifenden kommunikations- und medienhistorischen Erkenntnis Kontext herzustellen, der sich für die Genese, Organisation und strukturelle Tiefengliederung des modernen medialen Berufszusammenhangs in Gänze interessiert, wie er sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um Journalismus, Medien und Öffentlichkeit konstituiert hat: Welche medialen Berufsbilder und -felder haben sich wie ausdifferenziert? Welche Gemeinsamkeiten, welche Unterschiede lassen sich dabei beobachten? Welche Selbstbilder entwickelten die einzelnen medialen Teilprofessionen von sich? Welche sozial inkludierenden bzw. exkludierenden Mechanismen und Strategien der Institutionalisierung und Professionalisierung waren dabei kennzeichnend und gab es intermedial Muster und Vorbilder für die sektorale Verberuflichung? Welche Rolle spielten soziale Metaprozesse wie Globalisierung, Industrialisierung, Kommerzialisierung, Medialisierung sowie die Herausbildung einer modernen Konsum- und Medienwelt in diesem Zusammenhang? Konzeptionell muss einer solchen „Suche nach den unbekanntenen Kommunikatoren“ (Langenbacher, 1996) eine entsprechend weite Vorstellung zugrunde liegen, wie sie etwa Gerhard Maletzke verwendet, der darunter

*„jede Person oder Personengruppe, die an der Produktion von öffentlichen, für die Verbreitung durch ein Massenmedium bestimmten Aussagen beteiligt ist, sei es schöpferisch gestaltend oder selektiv oder kontrollierend“*

fasst (1963, S. 43). Etwas komprimierter meint Jürgen Wilke mit Kommunikatoren jene Personen in medienvermittelten Kommunikationsprozessen, „die an der Produktion und Distribution von publizistischen Medien“ teilhaben (2003, S. 157).

Klar ist freilich, dass die in dieser Komplexität aufgeworfenen Fragen hier mitnichten erschöpfend beantwortet werden können. Ziel der vorliegenden und der kommenden Nummer von *medien & zeit* ist es vielmehr, der skizzierten integrativen Geschichte der Kommunikations- und Medienberufe erste Impulse zu verleihen. Die Themenhefte versammeln ganz unterschiedliche Beiträge im

Feld der Journalismus-, Kommunikations- und Medienberufsgeschichte unter einem Dach und sollen damit diesem kommunikationshistorischen Forschungsfeld Kontur geben. Eröffnet werden die Hefte mit dem Beitrag von Susanne Kinnebrock, Elisabeth Klaus und Ulla Wischermann, der von der These ausgeht, dass die Entwicklung des Journalistenberufs zwar eng mit Entwicklungen in verwandten Berufsfeldern wie PR, Werbung oder Schriftstellerei verknüpft ist. Kommunikatorforschung und Kommunikationsgeschichte legen jedoch nur selten den Blick auf solche Personen, die parallel in verschiedenen Berufsfeldern tätig waren oder zumindest im Laufe ihrer Karriere den Beruf wechselten. Vor diesem Hintergrund konzipieren sie mithilfe des Konstrukts des „Grenzgängertums“ eine historische KommunikatorInnenforschung, die journalistische Tätigkeit (man könnte erweitern: medienberufliche Tätigkeit) nicht isoliert betrachtet, sondern im Gesamt des Lebenszusammenhangs einer Person und in der Wechselwirkung mit anderen Tätigkeiten. Quellengrundlage für die Rekonstruktion von Berufsalltag und zur Beschreibung medialer Berufsfelder unter dem Blickwinkel des Grenzgängertums sind Autobiographien. Am Beispiel der Publizistinnen Helene Rahms, Gabriele Strecker und Elfriede Brüning werden drei sehr unterschiedliche Autobiographien diskutiert, die auf den Facettenreichtum von Grenzgängertum in medialen Berufszusammenhängen aufmerksam machen.

Implizit spielt Grenzgängertum auch in dem Beitrag von Robert Radu eine Rolle, der mit dem auf seiner jüngst abgeschlossenen Dissertation basierenden Beitrag zur Entstehung des Finanzjournalismus in Deutschland zwischen 1850 und 1900 eine Forschungslücke in der Journalismusgeschichte schließt. So stellt Radu heraus, dass die meisten Finanzjournalisten der ersten Generation der kaufmännischen Praxis oder dem Bankfach entstammten, und zeichnet nach, wie an der Schnittstelle von Finanzsektor und Öffentlichkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neues journalistisches Feld entstand, das fortan die gesellschaftliche Beobachtung des Börsen- und Finanzmarktgeschehens organisierte und prägte. Erörtert werden der gesellschaftliche Funktionswandel finanzjournalistischer Kommunikation sowie die korrespondierende Genese der journalistischen Berufsrollen des Handelsredakteurs und Börsenreporters inklusive professionsspezifischer Normen und Praxen.

Im Mittelpunkt des Beitrags von Peter Szyszka steht der PR-Beruf in der Weimarer Republik.

Noch immer ist die Genese des PR-Berufsfeldes im Organisationskontext von Propaganda, Reklame und Werbung hierzulande nur punktuell untersucht. Vor dem Hintergrund der sich industrialisierenden und modernisierenden Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts setzte der Verberuflichungsprozess von PR bei Kommunen, Staat, Verwaltung und Wirtschaft ein, die sukzessive spezifische Instrumente strategischer Kommunikationsarbeit ausbildeten. Szyszka illustriert anhand zeitgenössischer Dokumente den nahezu unbekannt hohen Professionalisierungsstatus sowie die wissenschaftliche Reflexion deutscher PR in den 1920er-Jahren. Insbesondere für das Feld der Wirtschafts-PR offenbart sich hierbei ein dichtes Bild von Professionalisierung und Profilierung, sodass Szyszka schon für diese Zeit wesentliche Charakteristika und Strukturen von PR als modernen Medienberuf konstatiert.

Schließlich rückt der Beitrag von Jürgen Wilke den Korrespondenten als „Urtyp“ des Journalisten ins Zentrum. Trotzdem dieser Typ des Journalisten seit der Frühzeit der deutschen Presse kontinuierlich präsent ist, markiert der Korrespondent eine weitere Forschungslücke in der Journalismusgeschichte. Die Fokussierung von Wilke auf die Kor-

respondenten in der Weimarer Republik, verweist auf die Gründe dafür. Namen sind selten überliefert und retrospektive bio- und bibliographische Erhebungen des Korrespondententums somit sehr aufwendig. Eine bislang übersehene Quelle, um das Feld der Korrespondenten systematisch zu rekonstruieren, ist das *Jahrbuch der Tagespresse* des Jahres 1930, das für die Spätzeit der Weimarer Republik einen geradezu exklusiven Einblick in dieses Berufsfeld erlaubt. Selbst wenn die dort veröffentlichten Korrespondentenverzeichnisse vermutlich nicht vollständig sind, lassen sich doch daraus wichtige Eckdaten für eine biographische und quantitative Bestandsaufnahme dieses journalistischen Sektors zu dieser Zeit gewinnen.

Mit der Breite und Vielseitigkeit der vorgestellten Beiträge, deutet schon dieses Themenheft das enorme Spektrum einer Geschichte der Kommunikations- und Medienberufe an. Zugleich zeigt sich, dass in diesem Feld noch viele interessante Forschungsthemen verborgen sind, die es zu entdecken und zu erschließen lohnt!

Gastherausgeber:  
Erik Koenen & Thomas Birkner

## Bibliographie:

- Bösch, F. (2011). *Mediengeschichte*. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen. Frankfurt/Main.
- Engels, K. (2002). Kommunikationsberufe im sozialen Wandel. Theoretische Überlegungen zur Veränderung institutioneller Strukturen erwerbsorientierter Kommunikationsarbeit. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 50 (1), S. 7-25.
- Kutsch, A., Sterling, F. & Fröhlich, R. (2011). Korrespondenzen im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Rekonstruktion und sekundärstatistische Analyse eines medialen Sektors. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 13, S. 154-176.
- Langenbacher, W. (1996). Auf der Suche nach den unbekanntenen Kommunikatoren. In: *Aviso*, 17, S. 7-10.
- Maletzke, G. (1963). *Psychologie der Massenkommunikation*. Theorie und Systematik. Hamburg.
- Requate, J. (1995). *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert*. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen.
- Saxer, U. (1997). Kommunikationsforschung und Kommunikatoren. Konstitutionsprobleme einer publizistikwissenschaftlichen Teildisziplin. In: Bentele, G. & Haller, M. (Hg.), *Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit*. Akteure – Strukturen – Veränderungen. Konstanz, S. 39-54.
- Wilke, J. (Hg.) (1991). *Telegraphenbüros und Nachrichtenagenturen in Deutschland*. Untersuchungen zu ihrer Geschichte bis 1949. München u.a.
- Wilke, J. (2002). *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte*. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln u.a.
- Wilke, J. (2003). Kommunikations- und Mediengeschichte. In: Bentele, G., Brosius, H.-B. & Jarren, O. (Hg.), *Öffentliche Kommunikation*. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, S. 151-168.
- Wilke, J. (2013). Vom „wandernden Journalisten“ zur Professionalisierung. Was uns die historische Journalismusforschung lehrt. In: Jakob, N., Maurer, M., Ehmig, S.C., Geiß, S. & Daschmann, G. (Hg.), *Realismus als Beruf*. Beiträge zum Verhältnis von Medien und Wirklichkeit. Wiesbaden, S. 83-99.

# GrenzgängerInnentum als terra incognita der KommunikatorInnenforschung?

Zum Potenzial von Autobiographien für die historische Berufsfeldforschung

Susanne Kinnebrock, Elisabeth Klaus, Ulla Wischermann  
Universität Augsburg, Paris-Lodron-Universität Salzburg, Universität Frankfurt

## Abstract

Der Beitrag thematisiert den Quellenwert von Autobiographien für die historische KommunikatorInnenforschung am Beispiel von drei Journalistinnen der Nachkriegszeit. Zunächst wird die Verwendung von Autobiographien in der Kommunikationswissenschaft kritisch beleuchtet und die wichtigsten Typen und zentralen Merkmale des Genres diskutiert, dessen Texte stets als Rekonstruktionen begriffen werden müssen. Ihr zentraler Wert für die historische KommunikatorInnenforschung liegt darin, dass die journalistische Tätigkeit nicht isoliert betrachtet wird, sondern im Gesamt des Lebenszusammenhangs einer Person und in der Wechselwirkung mit anderen Tätigkeiten. Der exemplarischen Untersuchung liegt die Frage zugrunde, ob nicht ein GrenzgängerInnentum – sei es synchron als Paralleltätigkeit in verschiedenen Medienbereichen oder diachron im Lebensverlauf – für den Journalismus, jedenfalls den von Frauen, keine Ausnahme sondern die Regel war. Vorangestellt ist eine knappe Einführung in die journalistische Tätigkeit von Frauen in der Nachkriegszeit, die stark durch die (Medien-)Politik der Besatzungsmächte geprägt war. Am Beispiel von Helene Rahms, Gabriele Strecker und Elfriede Brüning werden sodann drei sehr unterschiedliche Autobiographien von drei weniger bekannten Publizistinnen diskutiert und dabei verschiedene Formen des GrenzgängerInnentums beleuchtet.

Die Entwicklung des JournalistInnenberufs ist eng verknüpft mit den Entwicklungen in verwandten Berufsfeldern wie PR, Werbung oder Schriftstellerei. Dennoch haben die wissenschaftlichen Analysen von KommunikatorInnenforschung und Kommunikationsgeschichte nur selten den Blick auf solche Personen gelegt, die parallel in verschiedenen Berufsfeldern tätig waren oder zumindest im Laufe ihrer Karriere den Beruf wechselten. Das Phänomen GrenzgängerInnentum ist in der historischen wie aktuellen Berufsfeldforschung unterschätzt oder gleich ganz ignoriert worden, was vor allem der separaten Betrachtung einzelner Berufsfelder und der Tendenz zu Stichtagsanalysen geschuldet sein dürfte (Kinnebrock & Klaus, 2013). Auch die Beziehungen zwischen Privat- und Berufssphäre, Lebenszusammenhang und Berufstätigkeit blieben in der Forschung unterbelichtet, die vor allem für Jour-

nalistinnen in einem zweigeteilten Arbeitsmarkt (Neverla & Kanzleitner, 1984) von hoher Relevanz ist, in dem den festen, tarifvertraglich geregelten Anstellungen zunehmend prekäre, „freie“ Arbeitsverhältnisse gegenüberstehen (Blöbaum, 2008, S. 64, S. 147; Schoon, 2009).

Sollen nun GrenzgängerInnentum, Berufsalltag und die Vielfältigkeit von Medientätigkeiten – gerade auch in ihrer historischen Entwicklung – rekonstruiert werden, dann bieten sich biographische Verfahren an (Arbeitsgruppe Biographie, 1993; Behmer & Kinnebrock, 2009; Behmer, 2014). Denn zum einen zeichnen sie Berufsverläufe nach, sind also diachron angelegt und ermöglichen es, verschiedenste Veränderungen der Medientätigkeit zu erfassen – von kleineren Umgestaltungen am Arbeitsplatz bis hin zum kompletten Branchenwechsel. Zum anderen

ermöglicht das einzelfallbezogene biographische Arbeiten eine tiefgehende und umfassende Rekonstruktion des Berufslebens, wobei die Medienarbeit in unterschiedlichste lebensweltliche Handlungskontexte gestellt werden kann. Medienarbeit wird somit nicht ausschließlich medien- und berufsorientiert erhoben, sondern im Gesamt des Lebensverlaufs betrachtet.

Historisch-biographische Darstellungen stützen sich in der Regel auf eine Vielzahl von Quellen, wobei ein Quellentypus bislang vergleichsweise vorsichtig genutzt wird: die Autobiographie. Ihre Potenziale für die Rekonstruktion von Berufsalltag und zur Beschreibung der Konturen medialer Berufsfelder werden in diesem Beitrag ebenso aufgezeigt wie die Problematiken dieses speziellen Quellentyps. Dies soll am Beispiel der Autobiographien von drei Frauen geschehen, die auf vielfältige Weise für Medien arbeiteten: Helene Rahms (1918-1999), Gabriele Strecker (1904-1983) und Elfriede Brüning (1910-2014).

Die Konzentration auf die Biographien von Frauen erfolgt mit Bedacht. Denn GrenzgängerInnentum (das hier, weit definiert, auch den Wechsel zwischen journalistischer Arbeit und familiären Verpflichtungen einschließt) scheint im besonderen Maße den Berufsalltag von weiblichen Medienschaffenden zu prägen – und dies über das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert hinaus, als Frauen der Zugang zu qualifizierter Ausbildung und Erwerbstätigkeit systematisch erschwert wurde, sie sich infolgedessen vermehrt in prekären Arbeitsverhältnissen befanden und so oft aus purer Erwerbsnotwendigkeit parallel in mehreren Berufsfeldern arbeiten mussten (Kinnebrock, 2009; Kinnebrock & Schaffer, 2011). Schon seit Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung ist auf den besonderen Wert von (Auto-)Biographien hingewiesen worden (siehe z.B. das frühe Themenheft Nr. 7 der *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* herausgegeben vom *Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen* aus dem Jahr 1982), nicht nur als ergiebige Quellen für eine „vergessene“ Frauengeschichte (auch Dausien, 2004), sondern generell für die Re- und Dekonstruktionen von Geschlechterverhältnissen (Schulze, 1996, S. 17). Diese Biographieforschung trennte nicht zwischen Erwerbsarbeit und Alltagsleben, Familie und Beruf, Privatheit und Öffentlichkeit, sondern stellte den „weiblichen Lebenszusammenhang“ (Prokop, 1976) ins Zentrum der Analysen. Indem wir diese Tradition aufgreifen und von einem erweiterten Arbeitsbegriff und

der „doppelten Vergesellschaftung von Frauen“ (Becker-Schmidt, 2004) ausgehen, versuchen wir über eine herkömmliche Biographie- und KommunikatorInnenforschung hinauszugehen, die in der Regel die Berufsbiographie als Ausgangspunkt nimmt und vom sonstigen Lebensverlauf getrennt analysiert.

Mit der Entscheidung für Helene Rahms, Gabriele Strecker und Elfriede Brüning werden Autobiographien von weniger bekannten Publizistinnen zur Diskussion herangezogen, die überwiegend in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg tätig waren. Die drei Autobiographien werden im Hinblick darauf analysiert, welches publizistische GrenzgängerInnentum das jeweilige Leben beeinflusst hat und wie es autobiographisch verarbeitet wurde. Gefragt wird danach, welche Bedeutung die publizistische Arbeit im Lebensverlauf der Frauen einnahm, welche Hinweise die Autobiographien auf den Berufsalltag enthalten und welche Lücken, Auslassungen und Beschönigungen sichtbar werden.

## **Autobiographien als Quelle der historischen KommunikatorInnenforschung**

Es mangelt nicht an autobiographischer Literatur von Publizisten und zuweilen auch Publizistinnen (siehe die Überblicke Wilke, 2011; Langenbacher, 2009). Wolfgang Langenbacher konstatierte gar eine wahre „Flut autobiographischer Aufzeichnungen“, die derzeit den Buchmarkt überschwemme (2009, S. 232). Für historiographische Abhandlungen stellen diese Aufzeichnungen jedoch reichlich umstrittene Quellen dar. Dies mag zunächst daran liegen, dass der wissenschaftliche Historismus mit seinem auf das Individuelle und Singuläre gerichteten Erkenntnisinteresse Autobiographien mit einer „gewissen Sorglosigkeit“ (Günther, 2001, S. 28) heranzog und etwas naiv davon ausging, mithilfe dieser Quellengattung direkten Zugang zu vergangenen Sichtweisen, Handlungsintentionen und Verhaltensweisen zu erhalten. Neuere methodologische Debatten zum quellenkritischen Umgang mit verschiedenen Ego-Dokumenten haben jedoch deren Konstruktionsmuster offengelegt, was für die Interpretation autobiographischer Literatur und schließlich die Rekonstruktion von Vergangenheit unabdingbar ist (z.B. Schulze, 1996; Funck & Malinkowki, 1999; Günther, 2001).

Zunächst einmal lässt sich zwischen verschiedenen Typen von Autobiographien differenzieren, was auch unterschiedliche Erkenntnisspektren nahelegt. Rein introspektive Selbstbiographien, die letztlich das Wesen eines Menschen zu offenbaren suchen, stehen am einen Ende des Kontinuums, Memoiren, die primär vergangene Begebenheiten schildern, den Autor oder die Autorin dabei aber weitgehend ausblenden, am anderen (Günther, 2001, S. 28). Dazwischen sind mit „Lebenserinnerungen“ titulierte autobiographische Bücher anzusiedeln, die persönliche wie allgemenhistorische Entwicklungen beschreiben. Bezeichnend ist, dass Publizisten dazu tendieren, Memoiren zu verfassen, in denen sie als Zeitzeugen des politischen Geschehens oder gar Berater politischer Eliten fungieren (Wilke, 2011, S. 84). Publizistinnen hingegen scheinen der Darstellung des (weiblichen) Lebenszusammenhangs mehr Raum zu geben und neben den „Memoiren“, die es hier natürlich auch gibt, eher „Lebenserinnerungen“ zu verfassen, die zur ganzheitlichen Rekonstruktion von Berufs- und Lebensalltag besser geeignet sind.

Alle Typen von autobiographischer Literatur weisen bestimmte Genrespezifika auf, deren Kenntnis erst eine adäquate Interpretation erlaubt. Dies ist zunächst einmal die hohe *Subjektivität der Darstellungsperspektive*. Insofern sind Autobiographien als historische Quellen nur bedingt tauglich, wenn sie im Hinblick auf objektive Fakten und gängige Sichtweisen ausgewertet werden sollen (Wilke, 2011, S. 88). Der Beschränkung der Darstellungsperspektive steht allerdings die Möglichkeit gegenüber, das *Agieren* dieser einen Person *in verschiedenen relevanten Handlungskontexten* darzustellen. Aussagen können extrahiert werden, die

„über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren.“  
(Schulze, 1996, S. 28)

Weiter liefern Autobiographien Zugänge zu übergeordneten Denkmustern und Emotionen. Autobiographien sollen „individuell-menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und

-erwartungen widerspiegeln“ (Schulze, 1996, S. 28), sodass Denken, Fühlen und Handeln in ihrem wechselseitigen Zusammenspiel betrachtet werden können und das Agieren einer Person damit ganzheitlich und vielfältig kontextualisiert werden kann.

Dabei ist ein Spezifikum dieser Textsorte stets zu reflektieren: der sogenannte *autobiographische Pakt*, der mit dem Leser oder der Leserin geschlossen wird (vgl. Leujene, 1975). Autobiographien zeichnen sich durch eine ganz spezifische Erzählkonstellation aus: AutorIn, ErzählerIn und HeldIn sind identisch und damit vermeintlich gleichermaßen real. Diese Erzählkonstellation kann dazu verleiten, die Inhalte von Autobiographien automatisch als authentisch und glaubwürdig einzustufen, obgleich für die einzelnen geschilderten Ereignisse der Realitätsbezug stets gesondert zu überprüfen wäre. Es gilt gerade aufgrund der Nähe und der Glaubwürdigkeit, die der autobiographische Pakt schafft, umso mehr Distanz zum Gelesenen aufzubauen.

Und schließlich sind Autobiographien im Gegensatz zu anderen Ego-Dokumenten wie beispielsweise Tagebüchern oder Briefen *retrospektiv* verfasst. Die Verbindung der jeweiligen Gegenwart mit der geschilderten Vergangenheit stellt den Schlüssel zum Verständnis von Autobiographien dar. Sie werden geschrieben, um den aktuellen Zeitgenossen und Zeitgenossinnen vergangenes Geschehen, vergangenes Handeln und ehemalige Verhaltensintentionen zu erklären – und zwar vor dem Hintergrund aktueller Sichtweisen und Werte (Günther, 2001, S. 52). Dies erklärt auch die zahlreichen Legitimierungen oder gar umfänglichen Auslassungen, mit denen Verhaltensweisen, die aktuellen Wertvorstellungen nicht mehr entsprechen, gerechtfertigt bzw. schlicht ausgeblendet werden.

Autobiographien sind eine Rekonstruktion, die meist einen folgerichtigen und kontinuierlichen Handlungsbogen spannen, der als „Roter Faden“ dem eigenen Lebensverlauf Sinn gibt (Fuchs-Heinritz, 2009, S. 53f., 63f.). Damit verbunden ist ein weiteres Gestaltungsmerkmal, das einen Großteil der autobiographischen Literatur durchzieht: Das Leben wird bevorzugt als ein *Lernprozess* beschrieben, der dann zu den Einsichten führt, die zum Zeitpunkt des Verfassens der Autobiographie von der Autorin oder dem Autor als richtig erachtet werden. Bei der Ent-

schlüsselung und Einordnung von Autobiographien muss also immer die Frage gestellt werden, welche Lehren vermittelt werden sollen, eine Frage, die auch narratologische Untersuchungen stets stellen, wenn das für eine Erzählung konstitutive evaluative Moment (salopp „die Moral von der Geschichte“) identifiziert wird (Martinez & Scheffel, 2003, S. 147). Zusammenfassend stellen Autobiographien wichtige historische Quellen dar, weil sie eine Brücke zu vielfältigen vergangenen Erfahrungen schlagen, doch sie müssen reflektiert genutzt werden, indem ihre Erzählperspektive und ihre Erzählstrukturen stets bedacht und mit analysiert werden (Günther, 2001, S. 60; vgl. auch Fuchs-Heinritz 2009).

## Zur Medientätigkeit von Frauen in der Nachkriegszeit

Für unsere exemplarische Analyse von Autobiographien haben wir drei Frauen der Generation ausgewählt, die nach dem Zweiten Weltkrieg, d.h. in einer Umbruchphase, in den Medien gearbeitet haben. Mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 begann auch eine grundlegende Umgestaltung der öffentlichen Kommunikation in Deutschland. Die Alliierten nahmen die noch bestehenden Rundfunkanlagen rasch wieder in Betrieb und begannen im Sommer 1945 damit, Presselizenzen zu vergeben. Dabei sahen die Alliierten in Presse und Rundfunk weniger neutrale Beobachtungs- und Vermittlungsinstanzen als zentrale Mittel der Reeducation, Redemokratisierung und Einbindung in die jeweiligen politischen Systeme.

Neben einer Kontinuität der journalistischen Eliten (vgl. u.a. Frei, 2001; Hausjell, 1989; Köpf, 1995), die auch Frauen – so u.a. Ursula von Kardorff, Christa Rotzoll oder Helene Rahms – betraf, gelang einer ganzen Reihe von Frauen der Neueinstieg in den Journalismus. Im Zuge des Kalten Krieges wurden Massenmedien dann zunehmend auch als Instrumente zur Generierung von Zustimmung zu dem in der jeweiligen Besatzungszone geplanten politischen System gesehen und entsprechend eingesetzt (vgl. Koszyk, 1986; Dussel, 2010). Journalistinnen, die gleichermaßen den Kampf gegen den Faschismus und für Demokratie als vorrangige Aufgabe des Journalismus ansahen, wie etwa Marion Gräfin Dönhoff, Susanne von Paczensky, Elfriede Brüning oder Gerda Zorn, standen sich im

Ost-West-Konflikt auf unterschiedlichen Seiten gegenüber.

Im Bemühen um die Organisation des Alltags und die Demokratisierung der Bevölkerung wandten sich die Besatzungsmächte auch gezielt an Frauen. Mit der Lizenzierung spezifischer Frauenmedien sollte diese Zielgruppe angesprochen und für den demokratischen Neuanfang gewonnen werden. Zahlreiche Frauenzeitschriften, die zwischen 1945 und 1949 lizenziert wurden, liefern davon ebenso beredtes Zeugnis wie der Frauenfunk, der in den Hörfunkanstalten auf Initiative der Alliierten eingerichtet wurde (Klaus, 1991). Frauenpolitische Themen erhielten so ein größeres Gewicht in den Medien, und mancher Quereinsteigerin, etwa Lore Walb oder Gabriele Strecker, gelang es dadurch, im Journalismus Fuß zu fassen. Helene Rahms Erinnerungen zeigen wiederum, dass nicht alle Journalistinnen in diesem Themengebiet aus eigenem Antrieb arbeiteten, sondern ihnen dieses manchmal qua Geschlecht zugewiesen wurde (Klaus & Wischermann, 2013, S. 259-295).

Die naheliegende Vermutung, dass sich mit dem Ausbau von Frauenmedien, der Entnazifizierung im Medienbereich und dem gleichzeitig als Folge des Krieges bestehenden Männermangel der Frauenanteil in der unmittelbaren Nachkriegszeit deutlich erhöht habe, konnte die kommunikations- und zeithistorische Forschung – bei aller Vorsicht angesichts der nach wie vor dürftigen Datenlage – jedoch nicht bestätigen (siehe z.B. Möding & Plato, 1988; Klaus, 1993; Seethaler & Oggolder, 2009).

## Exemplarische Analyse

In der nun folgenden exemplarischen und aus Platzgründen sehr kurz gehaltenen Analyse dreier Autobiographien stellen wir zunächst die jeweilige Journalistin, ihre Herkunft, Ausbildung, familiären Bindungen und beruflichen Tätigkeiten vor (*Kurzbiographie*). Dann diskutieren wir die Autobiographien im Hinblick auf die oben aufgeworfenen Fragestellungen nach dem Typus, der Darstellungsperspektive, den relevanten Handlungskontexten, ihrem Handlungsbogen und ihrer evaluativen Dimension (*Autobiographische Rekonstruktion*). Im dritten Teil stehen die Bedeutung der publizistischen Arbeit im Leben der Frauen und ihre Rekonstruktion des Berufsalltags im Kontext des gesamten Le-

benzusuntenhangs im Mittelpunkt (*Grenzgängerinnentum*).

### „Den Finger am Puls von Frau Jedermann“

Gabriele Strecker (1981, S. 70)

#### Kurzbiographie

Gabriele Strecker wurde am 27.12.1904 in Trier geboren und starb am 6.8.1983 in Bad Homburg. Wie ihr 1960 verstorbener Mann arbeitete sie zunächst als Ärztin. Das Ehepaar hatte zwei, 1932 und 1935 geborene, Söhne. 1946 bot die amerikanische Besatzungsmacht Strecker überraschend an, den neu zu gründenden Frauenfunk bei *Radio Frankfurt* (ab 1949 *Hessischer Rundfunk*) zu leiten. Sie nahm das Angebot an. Zur Rundfunk-tätigkeit kamen zwei weitere Tätigkeitsfelder hinzu: zunächst die politische Arbeit für die CDU, wo sie 1950 als Gründerin und erste Vorsitzende der Frauenvereinigung tätig wurde. Acht Jahre lang (1954-1962) war sie CDU-Landtagsabgeordnete, zwischen 1958 und 1966 gehörte sie dem CDU-Bundesvorstand an und ab 1962 vertrat sie die Partei auch im Rundfunkrat des neu gegründeten ZDF. Das dritte Tätigkeitsfeld umfasst ihr Engagement für verschiedene Frauenorganisationen. 1970 schied Strecker aus dem aktiven Berufsleben aus gesundheitlichen Gründen aus. Im Alter unternahm sie als Programmbeirätin des Goethe-Instituts zahlreiche Auslandsreisen.

#### Autobiographische Rekonstruktion

Bei Streckers *Überleben ist nicht genug. Frauen 1945-1950* von 1981 handelt es sich um klassische Memoiren, um

„Berichte über die Ereignisse in der Welt, die Taten und Handlungen des Berichterstatters, ... – aber keine Eröffnung des Innenlebens, keine Bekenntnisse seelischer Entwicklungen und Krisen“

(Fuchs-Heinritz, 2009, S. 30f.)

Entsprechend sind diese in einem nüchternen, mit Daten und Fakten angereicherten Berichterstattungsstil verfasst. 76-jährig blickt die Autorin auf die Zeit von 1945 bis 1950 zurück, die sie als prägend für die weitere Entwicklung definiert – als „Jahre der inneren Unruhe, der äußeren Hektik, Jahre der Bewegung“ (Strecker, 1981, S. 119) – und zwar sowohl in Bezug auf die Gleichberechtigungsbestrebungen von Frauen als auch im Hinblick auf ihr persönliches Arbeitsleben. Entsprechend ihrer drei Tätigkeitsfelder sind

dem „Rundfunk“, den „Frauenorganisationen“ und der „Politik“ jeweils eigene Teile des Bandes gewidmet. Im Band finden sich verschiedene biographische Skizzen über prominente Frauen, denen die Redakteurin begegnete. Ihre familiäre Situation diskutiert Strecker nur ausnahmsweise, so, wenn sie als Voraussetzung ihrer journalistischen und parteipolitischen Arbeit herausstellt: ein sie unterstützender Ehemann, relativ selbständige Kinder, genügend Personal, und dann ein „Aber, das große Aber“ hinzufügt: „Verzicht auf jegliches Privatleben“ und gesundheitliche Einbußen (S. 113).

#### Grenzgängerinnentum

Strecker begann am 12.4.1946 nach politischer Überprüfung durch die Besatzungsmacht beim Frauenfunk von *Radio Frankfurt*, den sie aufbaute und bis 1962 leitete. Ihr Bekanntheitsgrad stieg, nachdem sie 1946 als einzige Deutsche am ersten Internationalen Frauenkongress der Nachkriegszeit in New York teilgenommen hatte. Ihr Statement dort, in dem sie den fehlenden Widerstand der deutschen Frauen gegen Hitler konstatierte, führte zu einer kontroversen Debatte in Deutschland – in ihren Memoiren ist dem Kongress und seinen Folgen ein eigener Teil gewidmet, der gleichberechtigt neben den drei bereits erwähnten steht. Mit ihrer Arbeit beim Frauenfunk – „das Radio ließ mich nicht mehr los“ (S. 120) – verfolgte sie das Ziel, möglichst nah an den Alltags-sorgen der Frauen und im Gespräch mit den Hörern und Hörerinnen ihr Programm zu gestalten: „Stoff in Hülle und Fülle“ (S. 47). Aus ihren Aufzeichnungen geht hervor, dass sie dabei ein bürgerlich-liberales Verständnis von Frauenemanzipation zugrunde legte. Mehrfach betont sie die Andersartigkeit von Frauen und Männern, und denkt über das „Wesen der Frau“ nach. Die Situation der Frauen zwischen 1945 und 1950 wertet sie als „weitgehend ideologiefrei“, obwohl implizit deutlich wird, wie stark der Journalismus von und für Frauen in Hessen durch die amerikanische Besatzungsmacht forciert und beeinflusst wurde. Streckers Interesse an der Gleichstellung der Frauen begründete auch ihr Engagement in Frauenorganisationen – u.a. war sie Mitinitiatorin und Funktionsträgerin im *Internationalen Verband der Frauen in Rundfunk und Fernsehen* (IAWRT) – und in der Parteipolitik. Die gleichzeitigen Tätigkeiten in Rundfunk und Politik sieht sie rückblickend nicht als konfliktär, sondern als sich gegenseitig sehr befruchtend an (S. 118). Auch ihre Sachbücher sind an dieser Schnittstelle

von politischem, frauenbewegtem und journalistischem Engagement angesiedelt. Politisch „Farbe bekennen“ (S. 84), „Position beziehen“ (S. 82), das war eines ihrer zentralen Anliegen.

**„Pflichten lagen vor mir, hinter mir, neben mir“**

Helene Rahms (1999, S. 51)

### Kurzbiographie

Helene Rahms wurde am 25.9.1918 in Köln geboren. Ihre familiäre Situation hat sie als schwierig beschrieben, da die Eltern sich häufig stritten und die Familie verarmte (Rahms, 1992). Im Anschluss an das Abitur und nach erfolgreich bestandener SchriftleiterInnenprüfung begann Rahms 1937 ein Volontariat bei der *Saale-Zeitung* in Halle und wurde dann an die *Mitteldeutsche Nationalzeitung* kriegsdienstverpflichtet. Die Redaktion von *Das Reich* bot ihr schließlich eine Stelle an, und Rahms wurde Redakteurin im Feuilleton unter Leitung von Jürgen Schüddekopf. Die Kollegen und Kolleginnen beim Reich nennt Rahms „die Clique“ (z.B. Rahms, 1997, S.114), mit der ebenfalls noch jungen Redakteurin Christa Rotzoll verband sie eine Freundschaft. 1944 erfolgte die Heirat mit einem Offizier und das erste von insgesamt drei Kindern des Ehepaares wurde geboren. Ende des Krieges, ihr Mann war inzwischen (und blieb bis 1950) in sowjetischer Gefangenschaft, floh sie mit Kind und Eltern aus Berlin. In der Nachkriegszeit arbeitete Rahms zunächst bei der *Welt* und dann 25 Jahre bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Rahms ist am 14.1.1999 verstorben.

### Autobiographische Rekonstruktion

Rahms hat in den 1990er-Jahren ihre dreibändige Autobiographie vorgelegt. Neben den beiden Bänden, die ihre Kindheit in den 1920er-Jahren (1992) behandeln und über ihr „Leben als Journalistin im Dritten Reich“ (1997) berichten, erschien posthum *Die Clique. Journalistenleben in der Nachkriegszeit* (1999). Sie konnte das Manuskript nicht mehr ganz beenden. Es bricht mit der Schilderung der beginnenden Studierendenbewegung und der Bedeutung der „Frankfurter Schule“ ab. Wie in den vorherigen Bänden erzählt Rahms Geschichten, in denen sich skizzenhaft persönliche und berufliche Erfahrungen mit zeitgeschichtlichen Ereignissen verknüpfen und die sich letztlich zu einem Stimmungsbild der kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung zusammenfügen. Selten werden die einzelnen Er-

eignisse genauer datiert. Die Ausarbeitung ist von hoher sprachlicher Qualität und von einem subjektiven, anschaulichen Stil geprägt, wobei unklar bleibt, woher die genauen Erinnerungen an Gefühle und Dialoge rühren, auf welchen Quellen die detailreichen Rekonstruktionen des Vergangenen beruhen. Die Motive ihrer Aufzeichnungen lassen sich nicht leicht erschließen. Sie enthalten Rechtfertigungen, insbesondere im Hinblick auf den Journalismus im Nationalsozialismus, zeigen aber vor allem eine starke Identifikation mit dem JournalistInnenberuf. Als Rahms 1944 nicht mehr journalistisch arbeiten konnte und mit ihren Aufgaben als Ehefrau und Mutter unglücklich war, resümiert sie: „Ich ... schwur mir: Du gibst nicht auf. Irgendwann wirst Du wieder Journalistin sein.“ (Rahms, 1997, S. 222) Rahms Leben kreiste um den Journalismus. Über dessen Entwicklung Zeugnis abzulegen, erscheint daher als wichtiges Motiv ihrer Autobiographie.

### Grenzgängerintum

Rahms autobiographische Aufzeichnungen über die Nachkriegszeit beginnen mit den drängenden Alltagsproblemen der Nachkriegszeit (Rahms, 1999). Verzweifelt versuchte sie, wieder im Journalismus Fuß zu fassen. Das gelang mithilfe der „Clique“ vom *Reich*. Zunächst begann Rahms bei der *Hannoveranischen Zeitung*, deren Chefredakteur Henri Nannen war. Dann wechselte sie zur *Welt*. Aus Rahms Aufzeichnungen spricht einerseits eine Aufbruchsstimmung – etwa wenn sie die neuen Prinzipien der strikten Trennung von Nachricht und Kommentar beschreibt (S. 63) oder die Befreiung von „Zwang, Verboten, Drohungen“ (S. 77) thematisiert. Andererseits aber wird auch die Kontinuität zur NS-Zeit deutlich. Nicht nur fungierte die alte „Clique“ als erfolgreiches berufliches Netzwerk, auch bemerkt sie: Wir „fühlten uns als treue, jetzt fortgeschrittene Schüler der ehemals prominenten Schreiber vom Reich und von der *Frankfurter Zeitung*.“ (S. 77). In der *Welt* musste sie „nebenbei“ die ungeliebte Frauenseite betreuen (S. 85). Warum ihr die Zeitung schließlich kündigte, bleibt in den Aufzeichnungen offen (S. 90), scheint aber zeitlich mit der Rückkehr ihres Mannes aus der Kriegsgefangenschaft zusammengefallen zu sein, dem es schwer fiel, sich an die neue Lebenssituation zu gewöhnen. Rahms fand bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* eine Anstellung und blieb dort bis zu ihrer Pensionierung. Wiederum erhielt sie hier gegen ihren Willen die „lästige“ Aufgabe, die Frauenseite zu betreuen, die sie aufgrund ihres Interesses an

der Verwirklichung des nunmehr im Grundgesetz verankerten Gleichberechtigungsgebots politisch profilierte. Nicht erwähnt ist in ihren Erinnerungen, dass „sie bei der FAZ die Frauenseite abgeschafft hat“ (Küpper, 1997). Mit kritischer Distanz zum eigenen Handeln beschreibt Rahms die elitären Positionen der RedakteurInnen im Feuilleton, die sich um Politik wenig kümmerten. Interessiert an den Entwicklungen des Bauhaus, wurde Rahms eher zufällig zur Architekturkritikerin der FAZ: „ohne Prüfung, ohne Nachholkurs, ohne Schonfrist“ (Rahms, 1999, S. 151). In dieser noch neuen Rolle setzte sie sich die schwierige Aufgabe, den Neuaufbau Frankfurts kritisch und gegen die Macht von Investoren und Politik zu kommentieren. Zugleich plagte die Journalistin ihr schlechtes Gewissen gegenüber ihrer Familie, die wenig von ihr sah. Schließlich brach sie unter der Überlast erschöpft zusammen:

*„Pflichten lagen vor mir, hinter mir, neben mir. Halb erfüllt wurden sie zu Vorwürfen, die sich ins Gewissen bohrten. Die Rolle, die ich spielte, war anspruchsvoll bis zur Grenze der Hochstapelei.“*

(Rahms, 1999, S. 165)

**„Ich wollte schreiben, immer nur schreiben“**

Elfriede Brüning (2004, S. 36)

### Kurzbiographie

Elfriede Brüning wurde am 8.11.1910 in Berlin geboren und starb dort am 5.08.2014. Ihrer Familie, die sie dem Berliner „Kleinbürgertum“ (Brüning, 2004, S. 36) zurechnet und die der KPD nahestand, blieb sie zeitlebens sehr verbunden. Brüning verfolgte ihren Berufsweg – von der Büroangestellten zur Feuilleton-Journalistin und schließlich Schriftstellerin – äußerst zielstrebig und schrieb seit 1927 auf freier Basis Feuilletons für verschiedene bürgerlich-liberale Berliner Zeitungen (u.a. *12-Uhr-Blatt*, *Berliner Börsen-Courier*, *Vossische Zeitung*, *Berliner Tageblatt*). Als Mitglied des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* (seit 1932) publizierte sie dann vermehrt in der Münzenberg-Presse. In der NS-Zeit verlegte sie sich von Tendenz- auf Unterhaltungsliteratur und wurde im kommunistischen Widerstand aktiv. Als die Widerstandsgruppe 1937 entdeckt wurde, entging sie nur mit viel Glück einer Verurteilung wegen Landesverrats und verbrachte die restliche NS-Zeit abgeschottet auf einem großen Gutshof in der Magdeburger Börde, das der großbürgerlichen Familie ihres Ehemanns,

dem Schriftsteller, Lektor und Filmautor Joachim Barckhausen, gehörte. Mit ihrem Mann entwickelte sie u.a. das Szenario für den Film *Semmelweis – Retter der Mütter* (Verfilmung 1950). Die Ehe, aus der 1942 eine Tochter hervorging, hielt zehn Jahre und wurde 1947 geschieden. Nach Kriegsende reaktivierte Brüning ihre Mitgliedschaft in der KPD und ging zurück nach Berlin, wo sie für verschiedene Zeitschriften arbeitete, die in der sowjetischen Besatzungszone erschienen. 1946 wurde sie Feuilleton-Redakteurin beim *Sonntag*, arbeitete für *Die neue Gesellschaft* und für die *Neue Heimat*. Ihre Redaktionstätigkeit gab sie Ende der 1940er-Jahre auf und arbeitete seitdem als freie Schriftstellerin in Berlin. Es entstand ein umfangreiches Oeuvre, das Romane, Erzählungen, Drehbücher und Reportagen umfasst (u.a. fürs *Neue Deutschland* und die *Deutsche Stimme*) und in dem v.a. die Frauenemanzipation ein wiederkehrendes Motiv darstellt. Als überzeugte Antifaschistin und SED-Mitglied unterstützte Brüning den DDR-Sozialismus. Eine langsame Distanzierung setzte Ende der 1960er Jahre aufgrund von Missständen in der Jugendarbeit und dem Einmarsch von DDR-Truppen in Prag ein. Mit der Auflösung der DDR fand sie sich nur schwer ab.

### Autobiographische Rekonstruktion

Brünings mehrfach aufgelegte Lebenserinnerungen *Und außerdem war es mein Leben* erschienen erstmals 1994, also nach dem Zusammenbruch der DDR. Sie enthalten – im Gegensatz etwa zu den Memoiren Streckers – viele Ausführungen zu ihrem Privatleben. Ausführlich schildert sie, wie sie ihr Familien-, Beziehungs- und Berufsleben erlebt hat und wie Berufs- und Privatleben ineinander griffen. Zeitgeschichtliche Ereignisse bilden lediglich die Hintergrundfolie dieser Lebenserinnerungen und auch die intellektuellen Zirkel, in denen Brüning verkehrte, sind eher undeutlich gezeichnet. Nur zentrale Figuren an der Grenze zwischen Privat- und Berufsleben, wie z.B. der Schriftsteller Hans-Wolfgang Hillers, der für sie am Anfang ihrer Karriere zugleich Mentor und Liebhaber war, oder auch ihr Ehemann Joachim Barckhausen werden genau porträtiert. In ihrem Bemühen um „Wahrheit“ (Brüning, 2004, S. 5) überschreitet sie mehrfach die Grenze zur Indiskretion. Insgesamt sind die Lebenserinnerungen anschaulich geschrieben und von einer Reflexion früherer Sichtweisen durchzogen. Dadurch erhalten sie zuweilen einen Rechtfertigungscharakter (wenn etwa die

Unkenntnis von Missständen in der DDR betont wird). Leitmotiv dieser Autobiographie ist: „Ich wollte schreiben, immer nur schreiben.“ (S. 36) Brüning erzählt eine Aufsteigerinnengeschichte, wie sie ihren Weg ging, obgleich weder ihre kleinbürgerliche Herkunft noch ihr Geschlecht sie für eine Karriere als Schriftstellerin prädestinierten. Dies ist der rote Faden, den sie durch ihre Lebenserinnerungen legt. Die Aufsteigerinnengeschichte wird jedoch durch Momente des Scheiterns gebrochen, die Brüning offen einräumt – seien sie privater Natur wie das Scheitern von innigen Liebesbeziehungen oder beruflicher wie die fehlende Anerkennung als ernstzunehmende Schriftstellerin (S. 427).

### Grenzgängerintum

Brüning ist Grenzgängerin in vielerlei Hinsicht. Mit Blick auf ihre politischen Positionen fällt auf, dass sie sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs stets zwischen liberaler Bürgerlichkeit und Kommunismus bewegte. So reüssierte sie in der Zeit der Weimarer Republik als Kommunistin in der bürgerlich-liberalen Presse. Im Anschluss an ihre Aktivitäten im kommunistischen Widerstand passte sie sich ab 1937 dem großbürgerlichem Leben auf dem Lande gekonnt an. Neben dem Mäandern zwischen Kommunismus und Bürgerlichkeit sind für ihre Lebenserinnerungen Versuche kennzeichnend, Sozialismus und Frauenemanzipation in Konkordanz zu bringen. So stellt Brüning beispielsweise bei der Beschreibung der DDR positive Folgen der rechtlichen Gleichstellung von Frauen ins Zentrum. Die Vergewaltigungen der Nachkriegszeit, die von Soldaten der Roten Armee begangen wurden, haben Brüning entsprechend verstört, da sie in den sowjetischen Besatzungssoldaten primär gleichgesinnte Kommunisten (S. 212) sah. Weiter überschritt Brüning auch die Grenze zwischen Schriftstellerei und Journalismus, wobei der Journalismus wohl vorrangig dem Einstieg in die Schriftstellerei und dem Broterwerb in finanziell schwierigen Zeiten diente. Für Brünings Lebenserinnerungen ist aber vor allem kennzeichnend, wie klar der „weibliche Lebenszusammenhang“, letztlich das Zerrissensein zwischen Berufs- und Familienarbeit, beschrieben ist. Für die Zeit kurz nach der Geburt ihrer Tochter 1942 hält Brüning fest:

*„[...] mich trieb es mit Macht an die Schreibmaschine. Das Schreiben bot mir die einzige Möglichkeit, mich von der Familie zurückzuziehen, dem bloßen Hausfrauendasein ein*

*Ende zu setzen und meinem Leben einen Sinn zu geben.“*

(Brüning, 2004, S. 197)

Brünings Ausführungen zur Nachkriegszeit, als sie wieder als angestellte Redakteurin in Berlin arbeitete und parallel – inzwischen als Alleinerziehende – ihr Kind betreute, deuten ebenfalls auf große Zerrissenheit hin. Diese neue Situation löste Brüning dann etwas anders, als es ihre große Leidenschaft für das Arbeit erwarten ließe: Sie gab ihre sichere Redakteurinnenstelle auf und entschied sich für die freie Schreibtätigkeit, was ihr mehr Flexibilität in der Familienarbeit erlaubte (S. 380).

### Fazit

Welche Hinweise enthalten die drei Autobiographien im Hinblick auf die Rolle von Frauen in Redaktionen und für eine Neuerzählung der historischen KommunikatorInnengeschichte? Welche Pfade eröffnet die exemplarische Analyse, deren Weiterverfolgung sich lohnt?

Die Förderung von Frauenmedien bzw. -seiten sowie das bemerkenswerte gesellschaftspolitische Engagement von Frauen in der Nachkriegszeit spielen in allen drei Autobiographien eine Rolle, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Bei Strecker zeigt sich das im gleichzeitigen Engagement für den Frauenfunk und die Frauenpolitik, bei Brüning darin, der Gleichstellung von Frauen in der DDR einen hohen Wert beizumessen. Im Gegensatz dazu wehrt sich Rahms zumindest innerlich dagegen, die Frauenseiten bei *Welt* und *FAZ* qua Geschlecht zugeteilt zu bekommen. Ob aus eigener Neigung heraus oder nicht, in allen drei Fällen verknüpfen sich frauenpolitische Thematiken und die journalistische Tätigkeit, ein Befund, der die Journalistinnengeschichte zu durchziehen scheint (vgl. Klaus & Wischermann, 2013).

Davon zu unterscheiden sind Frauennetzwerke, die sich mit der zunehmenden Zahl an Frauen in Redaktionen herausbildeten. Im Unterschied zu Brüning verbindet Strecker und Rahms, dass sie in ihren Erinnerungen überraschend viele Kolleginnen erwähnen, wobei letztere das Amüsier- und Konkurrenzgehabe jüngerer Kolleginnen im Umgang mit den männlichen Kollegen durchaus kritisch kommentiert. In allen drei Memoiren finden sich Beobachtungen zur Eitelkeit und zum Imponiergehabe von leitenden Redakteuren, die

sich etwa in abwertenden Kommentaren in den Einstellungsverfahren ausdrückten. Da über die konkrete Ausgestaltung von Geschlechterverhältnissen in Redaktionen bislang wenig bekannt ist, dürften auch hier autobiographische Schriften eine wichtige Quellengrundlage für weitergehende Forschungen darstellen.

Bezogen auf die Nachkriegszeit vermitteln die Erinnerungen einerseits ein Gefühl von neuen, ungeahnten Möglichkeiten bei der Gestaltung nunmehr freier Medien. Zugleich fehlen in den Memoiren tiefgehende Reflexionen zur Entwicklung des Journalismus in den Nachkriegsjahren und im Kalten Krieg. Das „Nie Wieder!“, welches das Selbstverständnis vieler anderer ZeitgenossInnen prägte und darüber hinaus die Demokratisierung sowie den Abstand zu Politik und Wirtschaft zur wichtigsten Aufgabe des Journalismus erklärte, ist in den Autobiographien von Strecker und Rahms kaum auffindbar. Für Brüning spielt zwar die antifaschistische Haltung eine große Rolle, eine umfassendere Reflexion ihrer publizistischen Verantwortung setzt aber erst nach dem Zusammenbruch der DDR ein. Dies stützt den ernüchternden Befund, dass der Nationalsozialismus und die eigene Rolle in Diktaturen von JournalistInnen eher oberflächlich aufgearbeitet werden. Denn wo, wenn nicht in Lebenserinnerungen, hätte eine umfängliche und tiefgehende Aufarbeitung erfolgen können.

Weiter hat die Analyse der autobiographischen Schriften gezeigt, wie hoch für Publizistinnen die persönlichen Kosten der Berufstätigkeit waren. Die Verbindung von Familien- und Berufsleben erwies sich als ausgesprochen schwierig. Strecker bewältigte das, indem sie auf ein Privatleben weitgehend verzichtet und sich Hilfe organisiert hat. Gleichwohl führt sie ihre späteren gesundheitlichen Probleme auf die hohe Arbeitsbelastung zurück. In Rahms Memoiren stehen sich Familie und Beruf unversöhnlich gegenüber, wohingegen die Redaktion fast als Ersatzfamilie erscheint. Diese Unvereinbarkeit gibt zusammen mit den neuen beruflichen Herausforderungen als Architekturkritikerin der FAZ den Ausschlag für einen gesundheitlichen Zusammenbruch. Auch Brüning litt unter der Unmöglichkeit, ein befriedigendes Familienleben mit der publizistischen Arbeit zu

vereinbaren. Obwohl Familie bzw. Privatleben und publizistische Berufstätigkeit den Lebensweg der Frauen gleichermaßen prägten, erwies sich ihr Grenzgängerintum als prekäre Angelegenheit, die mit hohen Kosten in Bezug auf die Gesundheit und die Beziehungen zu Eltern, Partnern und Kindern verbunden war.

Und schließlich ist der Journalismusberuf mit weiteren Grenzüberschreitungen hinsichtlich der Tätigkeitsfelder und Arbeitsmilieus verbunden. Bei Strecker ist es die Aufgabe des ÄrztInnenberufes, die mit ihrer Tätigkeit beim Radio einhergeht. In ihrem Engagement für die Gleichberechtigung von Frauen überschreitet sie ständig die Grenze zwischen journalistischem und parteipolitischem Engagement. Für Brüning als sozialistische Journalistin stellt sich die Frage nach der Problematik des Verschwimmens von politischem und journalistischem Engagement kaum – weder in ihrer journalistischen noch in ihrer literarischen Arbeit. Allerdings stellt der Journalismus für sie vor allem einen Brotberuf dar, den sie aufgibt, sobald sich die Chance zu selbständiger schriftstellerischer Tätigkeit eröffnet. Dabei wechselt sie ihre Tätigkeitsfelder ebenso elegant wie die Milieus. Das Übertreten der Grenze zwischen kommunistischer Tätigkeit und dem Leben wie Arbeiten im (groß-)bürgerlichen Milieu stellt eine interessante Besonderheit in Brünings Lebenslauf dar. Rahms Erinnerungen hingegen offenbaren vor allem berufliche Grenzübertretungen, die allenfalls am Rande thematisiert werden – innerhalb des Journalismus vom *Reich* der NS-Zeit zur FAZ der Nachkriegszeit oder auch vom Feuilleton der FAZ zur Architekturkritik. In allen drei Fällen sticht die Selbstverständlichkeit heraus, mit der die drei Journalistinnen ihre Tätigkeitsfelder wechselten.

Zusammenfassend weisen die drei hier exemplarisch behandelten Lebenswege und die Autobiographien der drei Journalistinnen darauf hin, dass die Erfassung dessen, was journalistische Tätigkeit heißt, eines Blickes auf den gesamten Lebensverlauf und Lebenszusammenhang bedarf. Menschen sind in einer spezifischen journalistischen Tätigkeit nie isoliert von anderen Lebensbedingungen und sie verharren selten genau an jener journalistischen Stelle, an der die Momentaufnahmen von Querschnittanalysen sie einfrieren.

## Bibliographie:

- Arbeitsgruppe „Biographie“ (1993). Biographie als kommunikationsgeschichtliche Herausforderung. Aktuelle Tendenzen, Chancen und Defizite eines umstrittenen Genres. In: *medien & zeit*, 8 (4), S. 34-38.
- Becker-Schmidt, R. (2004). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 62-72.
- Behmer, M. (2014). Biographische Medienforschung. Überblick. In: Behmer, M., Bernard, B. & Haselbring, B. (Hg.), *Das Gedächtnis des Rundfunks*. Die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung. Wiesbaden, S. 323-331.
- Behmer, M. & Kinnebrock S. (2009). Vom ehrenden Gedenken zu exemplarischem Erklären. Biographismus in der Kommunikationsgeschichtsforschung. In: Duchkowitsch, W., Hausjell, F., Pöttker, H. & Semrad, B. (Hg.), *Journalistische Persönlichkeit*. Fall und Aufstieg eines Phänomens. Köln, S. 205-229.
- Blöbaum, B. (Hg.) (2008). *Hauptsache Medien*. Berufsbiographische Interviews mit Journalisten, PR-Praktikern und Werbern. Berlin.
- Brüning, E. (2004/1994). *Und außerdem war es mein Leben*. München.
- Dausien, B. (2004). Biographieforschung. In: Becker, R. & Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 314-325.
- Dussel, K. (2010). *Deutsche Rundfunkgeschichte*. 3., überarb. Aufl. Konstanz.
- Frei, N. (2001). *Karrieren im Zwiwicht*. Hitlers Eliten nach 1945. Frankfurt am Main.
- Fuchs-Heinritz, W. (2009). *Biographische Forschung*. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 4. Aufl. Wiesbaden.
- Funck, M. & Malinowski, S. (1999). Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Weimarer Republik. In: *Historische Anthropologie*, 7 (2), S. 236-270.
- Günther, D. (2001). „And Now for Something Completely Different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft. In: *Historische Zeitschrift*, 272, S. 25-61.
- Hausjell, F. (1989). *Journalisten gegen Demokratie oder Faschismus*. Eine kollektiv-biographische Analyse der beruflichen und politischen Herkunft der österreichischen Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947). 2 Bde. Frankfurt am Main u.a.
- Kinnebrock, S. (2009). Revisiting Journalism as a Profession in the 19th Century. Empirical Findings on Women Journalists in Central Europe. In: *Communications*, 34 (2), S.107-124.
- Kinnebrock, S. & Klaus, E. (2013). Zur Pfadabhängigkeit der Kommunikatorforschung. Eine Spurensuche aus Perspektive der Gender Studies. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 61 (4), S. 496-513.
- Kinnebrock, S. & Schaffer, T. B. (2011). Women as Professional Writers. Evaluating Biographical Encyclopaedias. In: Fronius, H. & Richards, A. (Hg.), *German Women's Writing of the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. Future Directions in Feminist Criticism. Oxford, S. 71-82.
- Klaus, E. (1991). „Beim Aufbruch standen die Frauen ganz vorn“. Die Entwicklung der Frauenmedien nach 1945. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 14 (30-31), S. 31-44.
- Klaus, E. (1993). „Als Frau hatte man es natürlich leichter, natürlich schwerer“. In: Klaus, E., Elnger, A., Godbersen, A., Lehmann, A. & Mayer, A. (Hg.), *Medienfrauen der ersten Stunde*. Zürich, Dortmund, S. 191-223.
- Klaus, E. & Wischermann, U. (2013). *Journalistinnen*. Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848-1990. Wien, Berlin.
- Köpf, P. (1995). *Schreiben nach jeder Richtung*. Goebbels-Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse. Münster.
- Koszyk, K. (1986). *Pressepolitik für Deutsche 1945-1949*. Geschichte der deutschen Presse Teil IV. Berlin.
- Küpper, M. (1997): Die Versuchung des schönen Schreibens. In: *Berliner Zeitung*. Abgerufen von: <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/ehrgeiz-und-neugier--helene-rahms-erinnert-sich-an-den-journalismus-im-dritten-reich-die-versuchung-des-schoenen-schreibens,10810590,9268274.html>, Zugriff am 28.11.2014.
- Langenbucher, W. R. (2009). Reporter in eigener Sache. Lektüregänge in journalistischen Autobiographien. In: Duchkowitsch, W., Hausjell, F., Pöttker, H. & Semrad, B. (Hg.), *Journalistische Persönlichkeit*. Fall und Aufstieg eines Phänomens. Köln, S. 207-231.
- Lejeune, P. (1975). *Le pacte autobiographique*. Paris.
- Martinez, M. & Scheffel, M. (2003). *Einführung in die Erzähltheorie*. 5. Aufl. München.

- Möding, N. & Plato, A. v. (1988). Journalisten in Nordrhein-Westfalen nach 1945. Skizzen aus einem lebensgeschichtlichen Forschungsprojekt. In: *Bios*, 2, S. 72-82.
- Neverla, I. & Kanzleiter, G. (1984). *Journalistinnen – Frauen in einem Männerberuf*. Frankfurt am Main.
- Prokop, U. (1976). *Weiblicher Lebenszusammenhang*. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt am Main.
- Rahms, H. (1992). *Auf dünnem Eis*. Meine Kindheit in den zwanziger Jahren. Bern u.a.
- Rahms, H. (1997). *Zwischen den Zeilen*. Mein Leben als Journalistin im Dritten Reich. Bern u.a.
- Rahms, H. (1999). *Die Clique*. Journalistenleben in der Nachkriegszeit. Bern u.a.
- Schoon, W. (2009). *Gendering im Berufsfeld Journalismus*. Ein Überblick über Empirie und Theorie sowie die Integration der Sozialtheorie Pierre Bourdieus. Münster.
- Schulze, W. (1996). Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? In: Schulze, W. (Hg.), *Ego-Dokumente*. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Berlin, S. 11-30.
- Seethaler, J. & Oggolder, C. (2008). Die Stellung der Frau in der Wiener Tagespresse der ersten Republik. Ein Beitrag zur Entwicklung des tagesaktuellen Journalismus in Österreich. In: *medien & zeit*, 24 (3), S. 4-16.
- Strecker, G. (1981). *Überleben ist nicht genug*. Frauen 1945-1950. Freiburg im Breisgau.
- Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.) (1982). Weibliche Biographien. In: *Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis*, 7.
- Wilke, J. (2011). Autobiographien als Mittel der Journalismusforschung. Quellenkritische und methodologische Überlegungen. In: Jandura, O., Quandt, T. & Vogelsang, J. (Hg.), *Methoden der Journalismusforschung*. Wiesbaden, S. 83-105.

#### Susanne KINNEBROCK

ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Augsburg. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören Öffentlichkeits- und Medienwandel, aktuelle Journalismusentwicklungen (vor allem narrativer Journalismus), transnationale europäische Kommunikationsgeschichte sowie die kommunikationswissenschaftlichen Gender-Studies.  
Email: susanne.kinnebrock@phil.uni-augsburg.de

#### Elisabeth KLAUS

ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Salzburg. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören Öffentlichkeitstheorien, die kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung sowie Cultural Studies und Populärkultur.  
Email: elisabeth.klaus@sbg.ac.at

#### Ulla WISCHERMANN

ist Professorin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt und geschäftsführende Direktorin des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Mediensoziologie, Soziale Bewegungsforschung, Öffentlichkeits-theorien und Gender Studies.  
Email: Wischermann@soz.uni-frankfurt.de

# Vom „Kuli der Börse“ zum Anwalt der Öffentlichkeit?

Zur Professionalisierung des Finanzjournalismus in Deutschland 1850-1900<sup>1</sup>

Robert Radu

Department „Wissen – Kultur – Transformation“, Universität Rostock

## Abstract

Die 1850er-Jahre markieren eine Zäsur in der Geschichte finanzieller Kommunikation in Deutschland: An der Schnittstelle von Finanzsektor und Öffentlichkeit konstituierte sich in dieser Zeit ein neues journalistisches Feld, das fortan die gesellschaftliche Beobachtung des Börsen- und Finanzmarktgeschehens organisierte und prägte. Unter den Leitprinzipien von Aktualität und Unparteilichkeit verhiess der Finanzjournalismus eine „Demokratisierung“ finanziellen Wissens, die angesichts des Informationsgefälles auf Märkten umso attraktiver auf jene Zeitungleser wirkte, die mit dem Aktienboom der 1830er-Jahre zu Wertpapierbesitzern geworden waren. Der Finanzjournalismus schuf einerseits neue journalistische Praktiken und Berufsrollen wie den Börsenreporter und forderte andererseits Banken und Unternehmen zur Anpassung ihrer inneren Strukturen durch Einrichtung von Pressestellen auf. Gleichzeitig jedoch bestimmten Interessenverschränkungen lange die Beziehungen zwischen Presse und Finanzwelt. Erst nach mehreren Korruptionsskandalen im Journalismus setzten sich um 1900 beiderseits anerkannte Standes- und Verhaltensregeln durch. Somit war die Professionalisierung des Finanzjournalismus auch eine Folge seiner öffentlichen Problematisierung.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Börsen- und Finanzberichterstattung nicht lediglich eine der vielen neuen Sparten, in die sich der „moderne“ Journalismus aufgespalten hatte. Vielmehr kam ihr, folgt man dem Urteil von Zeitgenossen, eine zentrale gesellschaftliche Funktion zu. Als ein „munus publicum“, als ein öffentliches Amt, das Journalisten im Interesse des Gemeinwohls ausübten, wollte sie etwa Bernhard Scholten, Verfasser einer 1910 publizierten Studie zum *Handelsteil der deutschen Zeitungen im 19. Jahrhundert*, verstanden wissen (Scholten, 1910, S. 95). Ihr sei es zu verdanken, sekundierte zur selben Zeit Robert Brunhuber, der Handelsredakteur der *Kölnischen Zeitung*, wenn in den zurückliegenden Jahren „gefährliche Wirtschafts-

erscheinungen mit einem festen Schnitt vom ökonomischen Staatskörper beseitigt wurden“ (Brunhuber, 1908, S. 106). Aus kulturhistorischer Perspektive muss die journalistische Beobachtung und Kommentierung des Börsen- und Finanzmarktgeschehens, seiner Institutionen und Produkte, und damit das, was man heute gemeinhin als Finanzjournalismus bezeichnet (vgl. etwa Reckinger & Wolff, 2011)<sup>2</sup>, tatsächlich als eine „Produktivkraft des Geschichtlichen“ (in Anlehnung an Crivellari, Kirchmann, Sandl & Schlögl, 2004, S. 20) in der weltwirtschaftlichen und finanziellen Globalisierungsphase vor 1914 (vgl. hierzu Schularick, 2006) gesehen werden. Die Zeitgenossen richteten spezifische Erwartungen an den Finanzjournalismus, erhofften sich von

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf Ergebnissen meiner im September 2014 an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock eingereichten Dissertation *Auguren des Geldes – Eine Kulturgeschichte des Finanzjournalismus in Deutschland (1850-1914)*.

<sup>2</sup> Eine brauchbare soziologische oder kommunikationswissenschaftliche Theorie des Finanzjournalismus liegt bis heute nicht vor. Schon mit einer trennscharfen Abgrenzung vom Wirtschaftsjournalismus tut sich die Forschung schwer: Finanzjournalismus firmiert mal als ein diesem gleichgeordnetes Feld, mal als sein Subtypus. Ein von Journalisten verfasstes

Handbuch definiert ihn sachbezogen und normativ als ein Arbeitsfeld, in das „in journalistischer Aufbereitung die Themen der Finanzwirtschaft“ fallen. „Das ist der Teil der Wirtschaft, der im weitesten Sinne mit der Anlage und Beschaffung von Geld zu tun hat. Der Finanzjournalismus soll also – so die Erwartung mit Blick auf die öffentliche Aufgabe – professionell und kritisch Öffentlichkeit herstellen zu allen Themen rund um die Beschaffung und Anlage von Geld.“ (Reckinger & Wolff, 2011, S. 169)

ihm zum einen private Anlagevorteile, zum anderen aber auch einen Nutzen für das Gemeinwesen, artikulierten aber auch Missmut, wenn seine Inhalte defizitär waren und seine Prognosen nicht eintrafen. Bis heute haftet dem Finanzjournalismus diese Funktionszuschreibung an. Journalisten unterstreichen sie bisweilen selbst, wenn sie den Finanzjournalismus als „Frühwarnsystem“ gegen Spekulationsblasen oder drohende Krisen in Stellung bringen – so der Chefredakteur der *Financial Times Deutschland*, Lionel Barber, 2009. Nur vor diesem Hintergrund sind wiederum kritische Stimmen zu verstehen, die dem Finanzjournalismus ein Versagen im Vorfeld der aktuellen Finanz- und Schuldenkrise attestieren (Arlt & Storz, 2010): Er erzeugt gesellschaftliche Erwartungen, die zu erfüllen ihm aufgrund immanenter und struktureller Unzulänglichkeiten häufig unmöglich ist (drastisch: Schuster, 2004, S. 121).

Es gibt somit gute historische, aber auch gegenwartsbezogene Gründe, sich näher mit der Entstehung und Professionalisierung des Finanzjournalismus in Deutschland zu befassen. Umso mehr muss ein Blick in die Literatur verwundern: Der Finanzjournalismus bildet nach wie vor eine auffällige Leerstelle in der kommunikations- und pressehistorischen Forschung. Außer methodisch oftmals unzulänglichen zeitungswissenschaftlichen Pionierstudien zum Handelsteil der Tagespresse, die in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts datieren (vgl. u.a.: Halle, 1902; Schmalenbach, 1906/07; Bode, 1908; Scholten, 1910; Vogel, 1914; Groth, 1928, S. 968-1007; Böse, 1931) sowie einigen wenigen Einzeluntersuchungen zu ausgewählten Protagonisten des Feldes (so: Grote, 1975; Mikuteit, 1999; Schnädelbach, Lenarz & Steen, 2009) lässt sich der Forschungsliteratur kaum etwas über Institutionen, Akteure, Aussagen und Praktiken des Finanzjournalismus in seiner Entstehungs- und Professionalisierungsphase um 1900 entnehmen. Presse- und journalismusgeschichtliche Überblicksdarstellungen behandeln das Thema meist nur cursorisch und marginal (Requate, 1995, S. 338-346; Stöber, 2005, S. 195-202; Wilke, 2008, S. 227, 230, 232, 273). Die mehr als unbefriedigende Quellenlage vermag dies nur zum Teil zu erklären. Vielmehr scheinen auch lange Zeit gepflegte Vorannahmen und Vorurteile dazu beigetragen zu haben, sich mit dem *prima facie* unpolitischen, allzu technisch anmutenden Börsenspalten der Presse und ihren endlosen Zahlenkolonnen nicht zu beschäftigen und

stattdessen lieber den vermeintlich wichtigeren, einflussreicheren politischen Journalismus zu bevorzugen. Dabei hatte schon Max Weber seine Zeitgenossen auf die genuin gesellschaftliche Dimension hingewiesen, die sich hinter den „langen Ziffernreihen am Schluß der Zeitungen“ verberge, seien diese doch

*„nicht nur für Kapitalisten und Geschäftsleute von Bedeutung, sondern die Art, wie sich im Laufe der Jahre die trockenen Zahlen darin ändern, bedeuten Aufblühen und Niedergang ganzer Produktionszweige, an deren Bestand heute das Glück und Elend von Tausenden hängt.“*

(Weber, 1999, S. 161)

In diesem Sinne liefert dieser Beitrag erste, originäre Einblicke in die Genese und Professionalisierung des deutschen Finanzjournalismus und zeigt, wie sich die journalistische Beobachtung der Börse zwischen 1850 und 1900 zu einem Medienberuf *sui generis* zu entwickeln begann. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion finanzjournalistischer Kommunikation, ihren Programmatiken, Akteurskonstellationen, Normen und Alltagspraktiken.

## Von der privaten zur öffentlichen Finanzkommunikation

Finanzkommunikation, d.h. der zwischenmenschliche Austausch von Informationen über finanzielle Themen wie das Börsengeschehen, Banken und Unternehmen, Staatsfinanzen und Wertpapiere, Kursentwicklungen und Renditen sowie generell über Fragen und Techniken der Kapitalanlage, ist kein modernes Phänomen. Seitdem Menschen mit Geld handeln, sei es in metallischer, papierener oder virtueller Form, seitdem sie Kredit gewähren und Schulden aufnehmen, bilden finanzielle Informationen einen festen Bestandteil der Kommunikation unter Marktakteuren (Graeber, 2012; Ferguson, 2010; Lothian, 2002).

Über lange Zeit war Finanzkommunikation dabei interpersonal strukturiert und primär in *face-to-face* Situationen organisiert und vermittelt. Im Mittelalter fungierten vor allem Märkte und Messen, seit dem 16. Jahrhundert dann auch Börsen als Umschlagplätze finanziell relevanter Nachrichten (Walter, 1989). Seit der Frühneuzeit basierte Finanzkommunikation immer häufiger auch

auf einer Vermittlung durch Schriftmedien. Vor allem der Brief war dabei von herausragender Bedeutung. In ihm tauschten Kaufleute und Wechselhändler sich regelmäßig über Kursstände und das Marktgeschehen an den wichtigsten Handelsplätzen Europas aus (Sombart, 1927, S. 413). Ebenso bildeten die sogenannten „geschriebenen Zeitungen“ wichtige Verbreitungsmedien finanziellen Wissens (am Beispiel der Fugger: Bauer, 2011). Mit den für ein größeres Publikum bestimmten Kurszetteln, die im Laufe der Zeit aus den Geschäftskorrespondenzen der Kaufleute herausgelöst und separat verbreitet wurden (McCusker, 2005), bildete sich allmählich eine Preisöffentlichkeit als ein erster Schritt in Richtung einer öffentlichen Finanzkommunikation heraus. Makler und Bankiers gaben dieser Entwicklung entscheidende Impulse. Sie erkannten in der Aufbereitung und Weitergabe finanzieller Nachrichten eine lukrative Einnahmequelle. Denn längst bestand das an den Börsenverhältnissen interessierte Publikum nicht mehr nur aus einigen wenigen berufsmäßigen Händlern.

Immer häufiger fragten auch Privatis und Rentiers, Vermögensverwalter, Kassen- und Rechnungsbeamte, allesamt regional verstreut und daher außerstande zu einem regelmäßigen Besuch der Börse, nach zuverlässigen Kurs- und Finanzinformationen. Makler, die aufgrund ihrer

Vermittlerfunktion zwischen Angebot und Nachfrage bestens über die Marktpreise unterrichtet waren, schlossen Verträge mit lokalen Zeitungen, denen sie fortan aktuelle Geld- und Wechselkurse zum Abdruck meldeten. Die *Vossische Zeitung* beispielsweise ließ sich diesen Dienst seit 1802 acht Thaler jährlich kosten (Buchholtz, 1904, S. 66). Andere gestalteten ihre vormals nur für einen kleinen Geschäftskundenkreis bestimmten Kurszettel um, erweiterten deren Inhalt und Umfang, ohne dass dieser allerdings über den eines Einblattendrucks hinausgegangen wäre, und glichen das Layout dem einer Zeitung an – so in Berlin seit 1815 H.A. Hertel mit seinem *Hertel'schen Coursbericht* oder in Frankfurt/Main, dem damals noch vor Berlin wichtigsten Finanzplatz, Abraham Sulzbach und Samson Berlyn. Spätestens mit diesen täglich erscheinenden Börsenkursblättern war Finanzkommunikation zu einem Geschäftsfeld geworden: Eine Kommodifizierung der Finanzin-

formation hatte begonnen. Mit ihren knappen, atmosphärischen Schilderungen vom Börsentag („Börsenbericht“) und den nicht nur lokalen, sondern auch auswärtigen Meldungen, an die sie durch briefliche, seit 1849 durch telegraphische Korrespondenzen gelangten, nahmen sie viele der typischen Darstellungsformen vorweg, wie sie die späteren Börsen- und Handelsteile der Tagespresse kennzeichnen sollten.

## Aufstieg der Presse zum Finanzmedium

In dem Verbund aus amtlichen Anschlägen sowie privaten Kurszetteln und Kursblättern kam der Presse in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch eine untergeordnete Rolle als Medium finanzieller Kommunikation zu. Nur zögerlich hatte sie ihre Spalten für Kursmitteilungen geöffnet. Nicht nur die Opposition des Handelsstandes, der sich, besorgt um seinen eigenen Geschäftsvorteil, lange Zeit gegen eine Publikation entsprechender Nachrichten gesträubt hatte, dürfte abschreckend gewirkt haben. Auch die vergleichsweise hohen Beschaffungskosten aktueller Kurse von auswärts und das überschaubare Publikum, das diese nachfragte, ließen entsprechende Investitionen lange als unratsam

erscheinen. Gesonderte Rubriken für derlei Themen gab es keine und da zugleich im Börsen- und Finanzfach versierte Redakteure fehlten, begnügte man sich mit dem kritiklosen Abdruck zugänglicher Korrespondenzen (Leiskow, 1930, S. 24f.).

Zur Jahrhundertmitte hatte sich die Stellung der Presse zur Börsen- und Finanzwelt grundlegend verändert. Bankiers und Kaufleuten, Privatinvestoren und Wertpapierbesitzern eröffnete sich seit den 1850er-Jahren ein stetig wachsendes Angebot medialer Inhalte. Neue, speziell auf die Klasse der Wertpapierbesitzer und -händler ausgerichtete Presseprodukte drängten auf den Markt: die *Bank- und Handelszeitung* (1853), die *Berliner Börsen-Zeitung* (1855), bald schon in einer Morgen- und einer Abendausgabe, die *Frankfurter Handels-Zeitung* (1856), aus der später die *Frankfurter Zeitung* hervorgehen sollte, waren die bekanntesten; mit dem 1854 gegründeten *Aktionär*

Spätestens mit diesen täglich erscheinenden Börsenkursblättern war Finanzkommunikation zu einem Geschäftsfeld geworden: Eine Kommodifizierung der Finanzinformation hatte begonnen.

avancierte die kurze Zeit zuvor noch gesellschaftlich verschmähte Sozialfigur des Kapitalismus sogar zum titelgebenden Stichwort einer Wochenzeitung. Von diesen neuen Presseprodukten herausgefordert, begannen ältere, etablierte Zeitungen ebenso aber auch die neue Partei- bzw. Parteirichtungspresse der 1848/49er-Revolution mit dem Ausbau ihrer Kurs- und Finanzberichterstattung: Im neu geschaffenen Handelsteil oder in Rubriken wie der „Berliner Börsenhalle“ in der *National-Zeitung* erhielt diese fortan einen festen Platz (Friehe, 1933, S. 70-76). Neben der politischen Redaktion konstituierte sich bald schon zur Sammlung, Sichtung und Bearbeitung des einlaufenden Finanzstoffs eine eigene, von dieser unabhängige Handelsredaktion, an der sich dieses Moment der Pluralisierung des Medienangebots somit auch redaktionsstrukturell nachvollziehen lässt.

Die 1850er-Jahre können nun mit gutem Grund als Zäsur in der Geschichte finanzieller Kommunikation in Deutschland bezeichnet werden. In diesem Jahrzehnt etablierte sich an der Schnittstelle von Finanzsektor und Öffentlichkeit ein journalistisches Feld, das die gesellschaftliche Beobachtung des Börsen- und Finanzmarktgeschehens fortan organisierte und prägte: Finanzkommunikation war in einen journalistischen Produktionsmodus übergegangen. Die Ursachen für diesen markanten Wandel in den 1850er-Jahren sind vielfältig. So verbesserte die Aufhebung des Intelligenzzwangs 1850 die mikroökonomische Basis des Zeitungsunternehmens, das sich nun auf Inserate aus Industrie und Finanzwelt stützen konnte, darunter vor allem die einträglichen Emissionsprospekte, zu deren Veröffentlichung in gleich mehreren Zeitungen der Emittent durch den Gesetzgeber verpflichtet worden war (Merkt, 2001). Allein die *Berliner Börsen-Zeitung* sollte ihr Anzeigenaufkommen bis 1870 verzwanzigfachen (Stöber, 2005, S. 172). Ebenso ist die Freigabe der elektrischen Telegraphie zur privaten Nutzung 1849 für die Revolutionierung der öffentlichen Finanzkommunikation gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Zeitungen nutzten das neue Medium von Anfang an extensiv, insbesondere für die Kursberichterstattung (vgl. die statistische Auswertung von Wilke, 2004). Von noch größerer Bedeutung und eine *conditio sine qua non* dürfte allerdings ein historisch längerfristiger Prozess gewesen sein, der seine journalistische Folgewirkung erst in Kombination mit den vorerwähnten Neuerungen der 1850er-Jahren entfalten konnte:

Die seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts voranschreitende Marktvergesellschaftung, ablesbar in der zunehmenden Verschränkung von Lebenswelt und Finanzwelt durch die Anlage von Kapital in Wertpapieren, die zu einer „Demokratisierung der Börsenspekulation“ führte (Merkt, 1997, S. 52). Mit dem Anwachsen des Finanzpublikums stieg die Nachfrage nach finanziellen Nachrichten und damit die Zahl potentieller Rezipienten entsprechender Medieninhalte.

*„Die Zahl derjenigen, deren Wohlstand und Existenz von den Vorgängen und den vorherrschenden Neigungen auf der Börse unserer Hauptstadt abhängig ist, wird täglich grösser“,*

äußerte etwa die *Berliner Börsen-Correspondenz* in ihrem Gründungsprospekt 1856 und schlussfolgerte: „[D]as Bedürfnis nach genauen Nachrichten von daher steigt natürlich in gleichem Maße.“ Traditionelle Finanzmedien schienen daher zunehmend ineffektiv. Weder die Privatkorrespondenz noch die Börsenberichte der Makler und Bankiers könnten hier Befriedigung gewähren:

*„[S]chon um deswillen nicht, weil der Stoff zu umfangreich ist, und eine sorgfältigere Behandlung verlangt, als eine Privatperson neben ihren Geschäften ihm zuwenden kann.“*

(Berliner Börsen-Correspondenz, 1856)

Die Vorgänge im fernen Frankfurt schienen dieser Einschätzung recht zu geben. Im Juli 1856 teilte dort Heinrich Bernhard Rosenthal, ein lokaler Bankier, den Abonnenten seines seit mehreren Jahren bestehenden *Frankfurter Geschäftsberichts* mit, sein Periodikum habe

*„allmählig eine so günstige Aufnahme gefunden, und die Gesuche, um Zusendung desselben, haben sich so gehäuft, dass ich nicht mehr im Stande bin, ihn in der Weise, wie bisher zu liefern.“*

(Rosenthal, 1856)

Er habe sich daher entschlossen, seinen Geschäftsbericht einem Verleger zu übergeben. Für dieses Projekt war Rosenthal auf Leopold Sonnemann zugegangen, der seit 1853 das Speditionsgeschäft seines Vaters in Frankfurt weiterführte, und verständigte sich mit ihm auf die Gründung eines Börsen- und Handelsblattes: Die spätere *Frankfurter Zeitung* war geboren (Verlag der Frankfurter Zeitung, 1906, S. 18-21).

## Unparteilichkeit als Qualitätsnorm

Ausschlaggebend dafür, dass sich finanzielle Kommunikation um 1850 immer mehr in den Tätigkeitsbereich der Presse verlagerte, waren allerdings nicht nur arbeitsökonomische und produktionsorganisatorische Sachzwänge, wie sie durch die erhöhte Nachfrage eines wachsenden Finanzpublikums geschaffen wurden, sondern auch sich wandelnde Normvorstellungen. Ein Geschäftsmann, der selbst an der Börse tätig sei, könne kaum imstande sein, „sich von den Interessen frei zu halten, welche er beim Feststellen der Preise hat, und noch weniger von dem Einflusse, welchen das lebhafteste Tagesgeschäft auf ihn ausübt“, gab die *Berliner Börsen-Correspondenz* zu bedenken und erklärte:

*„Nur die Presse ist fähig, ein so grosses Publikum schnell und gleichmäßig zu informieren und den unparteiischen Standpunkt eines gewissenhaften Beobachters und getreuen Berichterstatters unverrückbar einzunehmen.“*

(Berliner Börsen-Correspondenz, 1856)

Unparteilichkeit avancierte zur Norm finanzjournalistischer Kommunikation, mit der sich Zeitungen, ob berechtigt oder nicht, werbewirksam in Szene setzten. „Rücksichtslose und unparteiische Kritik“ versprach etwa der *Börsenwächter* (1872) seinen Lesern, ein Blatt, das nur wenig später unrühmlich von sich reden machen sollte (Annonce in der *National-Zeitung*, Nr. 143 vom 26.3.1873). Der *Berliner Börsen-Courier* (1868), bald schon eine der großen Tageszeitungen des Kaiserreichs, versicherte nachdrücklich „entschiedenste Unparteilichkeit und zwar [...] Unparteilichkeit im wahren Sinne des Wortes.“ (Annonce in der *Vossischen Zeitung*, Nr. 294 vom 15.12.1872) Während der politische Journalismus im Zuge der Revolution von 1848/49 gerade die „Gesinnungsfestigkeit“ für sich entdeckt hatte, knüpfte der finanzielle Journalismus somit an eine ältere Traditionslinie an, die Unparteilichkeit zum Maßstab erhob (Schönhagen, 1998; Requate, 1995, S. 264-271; Birkner, 2012, S. 123ff., 228-238).

Mit ihrer auf Aktualität, Vollständigkeit und Objektivität zielenden Berichterstattung positionierte die Presse sich seit der Jahrhundertmitte fest im Feld finanzieller Kommunikation. Dieser Erfolg der Handelsteile und Börsenzeitungen wird jedoch erst verständlich, wenn man die von

ihnen ausgehenden Verheißungen und die an sie gerichteten Erwartungen seitens einer Vielzahl neuer, größtenteils unerfahrener Anleger mitberücksichtigt. Denn durch das Versprechen, dem Leser alle relevanten Nachrichten aktuell und unparteiisch zuzuführen, erfüllte die Presse eine noch viel wichtigere Funktion: Sie schuf Vertrauen in die Richtigkeit von Anlageentscheidungen.

## Vertrauen in Zeiten der Unsicherheit

Vertrauen war auf den Märkten des 19. Jahrhunderts eine äußerst knappe Ressource. Mit der langsam anhebenden Globalisierung gestalteten sich Geschäftsbeziehungen zunehmend internationaler und anonymer (Berghoff, 2004). Für Finanzmärkte galt dies im besonderen Maße: Auf ihnen wechselten abstrakte Werte ihren Besitzer, deren Rentabilität sich meist über einen sehr langen Zeitraum erst erweisen musste. Auch über die inneren Verhältnisse von Unternehmen und Schuldnerstaaten wussten Anleger nur sehr wenig. Das 19. Jahrhundert kannte weder staatlich zertifizierte Wirtschaftsprüfer, noch Rating-Agenturen (zu den im Aufbau begriffenen Kreditauskunfteien vgl. Berghoff, 2005), wirtschaftliche Publizitätsbestimmungen waren nur in Ansätzen vorhanden und Ansprüche gegenüber ausländischen Schuldnern aufgrund klaffender Lücken im internationalen Recht nur schwer durchsetzbar (Petersson, 2009). Zwischen Anlegern und Geldnehmern bestanden so zwangsläufig strukturelle Informationsasymmetrien, was eine „Eskalation der Unsicherheit“ (Berghoff, 2004, S. 146f.) nur noch weiter beförderte.

An dieser Stelle suchte die Presse anzusetzen. Sie suggerierte eine Nivellierung dieses Informationsgefälles und versprach eine Demokratisierung des Finanzwissens. Der „kleine Capitalist“, erklärte die *Berliner Börsen-Zeitung* 1856, sei darauf angewiesen, in „Zeitungsblättern Belehrung zu suchen“, gerade weil ihm

*„jene Verbindungen mit einflussreicheren Persönlichkeiten, jene blitzschnellen Mittheilungen verlässlicher Correspondenten und Associés auf allen Punkten des Erdballs nicht zu Gebote [stehen], wie den Männern, die über Millionen gebieten.“*

(Nr. 57, 1956)

Auch Kleinanleger konnten nach dieser Lesart den Finanzmagnaten ebenbürtig sein, zumindest

was den Grad ihrer Informiertheit anging – eine Vorstellung, die sich auf Jahrzehnte hinaus halten sollte. So konnte noch in den 1920er-Jahren Werner Sombart optimistisch feststellen, durch die Finanzpresse falle auf die Märkte „das Licht eines vollendeten Wissens der Marktteilnehmer; Käufer und Verkäufer sind über die Marktlage bestens unterrichtet.“ (Sombart, 1927, S. 643)

Investment sollte fortan, so versprach es der Finanzjournalismus, nicht länger ein „Glückspiel“ sein, als das es viele abschätzig betrachteten, sondern eine erlernbare Technik, die desto einfacher zu handhaben war, je mehr Informationen man besaß. Der Finanzjournalismus stand und fiel daher mit der Annahme, wonach auf den Finanzmärkten nicht der Zufall herrsche, sondern Kausalzusammenhänge, die es zu identifizieren galt und die zugleich Prognosen und Extrapolationen in die Zukunft ermöglichten. Die *Berliner Börsen-Zeitung* versprach ihren Lesern folglich nicht weniger als

*„eine genaue Darstellung der momentanen Sachlage wie der Ursachen, durch welche dieselbe herbeigeführt wurde, und endlich der wahrscheinlichen Aussichten für die Zukunft.“*

(1856)

Traditionelle Finanzmedien wie der Kurszettel schienen hierfür gänzlich unzulänglich. Seiner „totden Zahlengruppierung“, kritisierte der *Aktionär*, fehle „das tatsächliche Material des Lebens, aus dem sie hervorgegangen“ waren. Demgegenüber bedürfe es eines Organs, das regelmäßig und zuverlässig informiere und so die Spekulation auf einen „positiven Grund“ stelle (*Aktionär*, 1853). Die Presse suchte in ihrer Finanzberichterstattung von Anfang an über jene bloße Zahlenreproduktion älterer Medien hinauszugehen und sich von diesen durch redaktionelle Eigenleistungen – durch Ratschläge, Prognosen, Warnungen – positiv abzuheben. Man fühle, schrieb die *Berliner Börsen-Zeitung*,

*„die hohe Verantwortlichkeit, aber auch die Größe und Schwere unseres Berufs, dem Publikum nach Kräften mit ein Führer zu sein in diesem Labyrinth von Plänen, die unter verlockenden Namen und oft trügerischen Auspicien vor die Öffentlichkeit treten [...]“*

(Nr. 33, 1856)

Doch wie gestaltete sich dieser „Beruf“ in der Praxis und wer waren seine Träger? Welche Möglichkeiten der Informationsakquise standen diesen zur Verfügung?

## Akteure und Alltagspraxis

Zentrale Schauplätze finanzjournalistischer Praxis waren die Finanzzentren Deutschlands, Berlin und Frankfurt. Den Redaktionen ermöglichte das Umfeld von Banken, Börsen und der Ministerialbürokratie institutionelle Nähe und interpersonale Kontakte zu den Entscheidungsträgern aus Politik und Finanzwelt – ein unschätzbare Vorteil im Wettstreit um exklusive Informationen (Berghoff, 2002, S. 80).

Von Anfang an gehörte der tägliche Börsenbesuch daher zum festen Bestandteil der finanzjournalistischen Alltagspraxis. Seit April 1850 besuchte Julius Schweitzer, ein ehemaliger Bankier, als einer der ersten Börsenreporter in Ostdeutschland für die *National-Zeitung* regelmäßig die Berliner Börse. Otto Glagau zufolge hatte Schweitzer „das Börsenreporterthum in Berlin erst erfunden.“ (Glagau, 1876, S. 315) Isidor Kastan vom *Berliner Tageblatt* erinnerte sich später an seinen Berufskollegen als jemanden, der „jahrzehntelang der geachtetste und gefürchtetste Beurteiler der Vorgänge auf der Berliner Börse“ gewesen war.

*„Seine Wochenberichte, die am Sonnabend zu erscheinen pflegten, verschafften der National-Zeitung sehr bald den Ruf eines in allen Fragen des Geldmarktes führenden Blattes.“*

(Kastan, 1919, S. 175f.)

Schweitzers Beispiel folgten bald schon weitere Redaktionen und entsandten eigene Reporter an die Börse. Dabei war der Börsenbesuch nicht etwa eine nachrangige Tätigkeit, zuweilen war er dem Chefredakteur selbst vorbehalten. So etwa bei der *Berliner Börsen-Zeitung*, deren Eigentümer und Leiter Hermann Killisch von Horn täglich, zumeist begleitet von mehreren Hilfsredakteuren, das Parkett der Burgstraße betrat und bereits dort an Ort und Stelle seine vielgelesenen Börsenberichte verfasste (Glagau, 1877, S. 450f.). Wie Schweitzer entstammten die meisten Finanzjournalisten der ersten Generationen der kaufmännischen Praxis oder dem Bankfach. George Davidsohn, der Begründer des *Berliner Börsen-Courier*, war zunächst Kaufmann gewesen, bevor ihn sein Weg in den Journalismus führte. Ähnliches gilt für Julius Hessedörffer, Herausgeber der *Frankfurter Börsen- und Handelszeitung*, der sich 1862 in Frankfurt zunächst mit einem Bankkommissionsgeschäft niedergelassen hatte. Julius Schweitzers Sohn, Georg Schweitzer, der später zu einem der bekanntesten Handels- und

Börsenjournalisten aufsteigen sollte, absolvierte zunächst eine Banklehre, bis ihn sein Vater 1873 in die Handelsredaktion der *National-Zeitung* holte. Einen vergleichbaren Weg beschritt Ludwig Cohnstaedt von der *Frankfurter Zeitung*, auch er ein Exponent des finanzjournalistischen Feldes und stilprägend bis weit ins 20. Jahrhundert. Er war zunächst als Kaufmann in Handel und Fabrikation tätig, wechselte 1872 in ein Frankfurter Bankinstitut, um sich dann ein Jahr später auch als Journalist zu betätigen, anfangs noch parallel zu seinem Beruf als Bankangestellter.

Spätestens um 1870 bildeten Pressevertreter eine fest etablierte Besuchergruppe an der Berliner Börse. Dies lässt sich bereits an der Topographie des Gebäudes erkennen, in dem Journalisten in jenen Jahren ein eigenes Pressezimmer zugewiesen bekamen (Glagau, 1876, S. 318). Als die *Gartenlaube* das Treiben in der Burgstraße 1869 zum Gegenstand einer feuilletonistischen Reportage machte, durfte eine eingehende Erörterung der dortigen Journalistenprominenz, darunter auch Killisch von Horn – ein „gewandter und höchst talentvoller Journalist“ – nicht fehlen. „[S]ämt-

liche politische und mercantilische Zeitungen“ Berlins seien mit einem Berichtersteller vertreten (Nr. 1, 1869, S. 15; siehe auch Abb. 1). Seit den 1880er-Jahren liegen genaue Zahlen vor. Die Statistiken der Berliner Börsenbetreiber über die an Pressevertreter ausgegebenen Einlasskarten sprechen bei einer Gesamtzahl von rund 3.000 Besuchern von 60 (1882), 101 (1892), 106 (1903) und 133 (1913) Akkreditierungen pro Semester.<sup>3</sup>

Auch wenn der Börsenbesuch primär der Marktbeobachtung diene, Grundlage für eine journalistische Verarbeitung in den täglichen „Börsenberichten“, so war er doch von Anfang an mehr als das. Die Börse bildete stets auch einen Raum der Kontaktabahnung und Kontaktpflege zwischen Presse und Finanzwelt. Im persönlichen Gespräch erfuhren Pressevertreter weitaus mehr, als sie den offiziellen Verlautbarungen der Bankhäuser und den Gründungs- oder Emissionsprospekten entnehmen konnten. „[A]n der Börse versteht man sich miteinander. Man schleift sich auch aneinander ab“, erinnerte sich ein Reporter der *Vossischen Zeitung*, der die Berliner Börse seit 1900 besuchte.

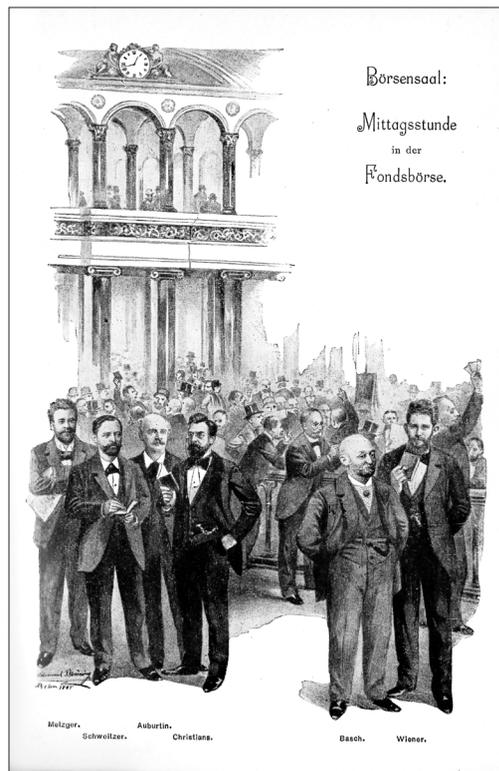


ABB. 1: Inszenierung als objektive Kritiker – Reporter an der Berliner Börse um 1895 (Quelle: Dahms, 1895, S. 152)

<sup>3</sup> Vgl. die entsprechenden Statistiken im *Bericht über Handel und Industrie von Berlin* (Kaufmannschaft von Berlin, 1882ff.)

und dem *Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie* (Kaufmannschaft von Berlin, 1904ff.)

„Für Leute meines Berufs hat die Börse eine besondere Eigenschaft. Man weiß da die Presse zu schätzen. Vom Stift bis zum Bankdirektor gibt jeder Auskunft; [...] Bleichröder knurrt zwar, wenn man ihn fragt, aber er öffnet dann doch den Schatz seines Wissens.“

(Tischert, 1930, S. 195)

Emil Russel seinerseits, Geschäftsinhaber der finanzstarken *Disconto-Gesellschaft*, charakterisierte sein Verhältnis zu den Pressevertretern an der Börse 1892 als das einer gegenseitigen Abhängigkeit, die schließlich beiden Seiten zum Vorteil gereiche:

„Ich werde selbst sehr häufig in Anspruch genommen, bald von diesem, bald von jenem. Ich empfangen nur den Redakteur eines anständigen Blattes, den anderen empfangen ich nicht; aber ich habe auch gar kein Bedenken, dem Redakteur eines anständigen Blattes, wenn er mich über dieses oder jenes fragt, eine Mittheilung zu machen. Derartige Mittheilungen sind ja unter Umständen für eine Zeitung werthvoll und begründen eine, ich will nicht sagen freundliche, aber doch nicht feindliche Haltung, weil der Redakteur weiß, nächstens wird er bei mir wieder anfragen.“

(BEK, 1892/93, S. 579)

Neben der stark frequentierten Börse fungierten auch die zahlreichen Banken, großen Kreditinstitute und Universalbanken in den Finanzzentren des Reiches als wichtige, gleichsam intimere Kontaktzonen. In Berlin gingen Zeitungsviertel und Bankendistrikt geographisch ineinander über, was einer Interaktion beider Sphären nur förderlich sein konnte. Der schon erwähnte Bleichröder, einer der führenden Privatbankiers seiner Zeit, empfing Killisch von Horn und Davidsohn regelmäßig in seinem Bankhaus, wo er sie mit Nachrichten über laufende Operationen (in seinem Sinne) speiste (Stern, 1977, S. 372-394). Mit den modernen Großbanken der Jahrhundertwende formalisierten sich die Beziehungen beider Akteursgruppen zusehends. Eigene Räumlichkeiten schufen dort die passende Atmosphäre für einen professionellen Umgang von Journalisten und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern (Bernhard, 1905, S. 13). Und mit der Einrichtung sogenannter „Volkswirtschaftlicher Büros“, denen u.a. die Funktion einer Pressestelle zukam, passten Finanzinstitute zugleich ihre innere Organisationsstruktur den neuen Erfordernissen der pressemedialen Moderne an. Sie etablierten damit eine Professionalisierung im Umgang mit

Journalisten, die den Zugang zu Informationen nicht mehr so sehr von persönlichen Kontakten und individuellem Wohlwollen abhängig machte (Dahlem, 2009, S. 52f., 62ff.).

## Normenkonflikte, Berufsethik, Standespolitiken

Dies war auch eine Reaktion darauf, dass die Annäherung zwischen Journalismus und Finanzsektor von Anfang an Normenkonflikte mit sich brachte, die nur schwer zu lösen waren. Finanzielle Abhängigkeiten und persönliche Interessensverschränkungen blieben lange Merkmale der finanzjournalistischen Praxis und gefährdeten stets die zur Qualitätsnorm erhobene Unabhängigkeit der Berichterstattung. Nur zu schnell konnte journalistische Kritik mit Inseratenentzug bestraft oder ein Redakteur nicht mehr vorgelassen werden (Stern, 1977, S. 388). Dies begünstigte eine devote Haltung und lähmte investigative Initiativen. „Sehen wir doch nur“, echauffierte sich 1892 ein Finanzjournalist über seine Berufskollegen,

„mit welcher aufrichtigen Andacht die Herren Journalisten Mund und Ohren aufsperrten, wenn ihnen Herr Direktor Fürstenberg an manchem Mittag seine gewiß bemerkenswerthen Gedanken zum Besten giebt; diese geistige Unselbständigkeit, dieses naive Anwundern einer fühlbaren Geldmacht!“

(Pluto, 1892, S. 429f.)

Eine viel größere Gefahr erblickten Zeitgenossen allerdings in der Korruption der Presse. Generös gingen Bankdirektoren mit der Zuweisung sogenannter „Gratifikationen“ zu Werke und trafen dabei nur zu häufig auf bereitwillig nehmende Journalisten. Maximilian Harden hat diesen moralischen Konflikt des Börsenjournalisten mit der ihm eigentümlichen Ironie geschildert:

„Zuerst läßt man sich füttern und tränken, nimmt, nach sprödem Zögern, auch kleine Geschenke an, ganz kleine, zur Konservierung der Freundschaft. [...] Warum, zum Henker, soll Unsereins nicht ein anständiges, solides Geschäftchen mitmachen? Als ob das Urtheil nicht trotzdem unabhängig bliebe! Bald danach wisperts aus allen Winkeln: Der nimmt also auch! Nun ist er versorgt und braucht nicht mal mehr die Hand hinzuhalten.“

(Harden, 1904, S. 51)

Die Auffassung dessen jedoch, was ein ethisch korrektes Verhalten bedeutete und was nicht, war

nicht zu allen Zeiten gleich. Die Geschichte des Finanzjournalismus ist daher auch eine Geschichte eines stetigen Normenwandels. In den 1870er-Jahren konnte ein Handelsredakteur wie Julius Schweitzer zugleich Gründungsmitglied mehrerer Aktiengesellschaften sein, über deren Solidität er dann sein journalistisches Urteil abgab, oder er konnte wie Killisch von Horn sich nicht nur als Zeitungsmacher und Chefredakteur betätigen, sondern zugleich in die Rolle des Spekulanten und Geschäftskunden Bleichröders schlüpfen, ohne dass dies seiner Glaubwürdigkeit geschadet hätte. Nach dem Börsenkrach von 1873, der die Gefahr solcher Interessenverquickungen für das Anlegerpublikum offengelegt hatte, setzte erstmals eine öffentliche Sensibilisierung ein. Man dürfte den Börsenteil der Tagespresse, forderte etwa der nationalliberale Abgeordnete Eduard Lasker von den politischen Parteien, nicht mehr

*„als einen völlig abgesonderten betrachten [...], den sie selbst vielleicht nicht einmal lesen, sondern sie werden um ihres eigenen Charakters willen und um die öffentliche Läuterung mit vollziehen zu helfen, darüber wachen müssen, daß in diesen nicht die unreinen Elemente sich einschleichen, und wo sie vorhanden sind, ausgeschieden werden.“*

(Haus der Abgeordneten, 1876, S. 898)

Gleichwohl versäumte es die Presse in dieser Zeit, präzise Standes- und Verhaltensregeln zu definieren, um zu markieren, was in ihrem Feld statthaft war und was nicht. Noch begriff man sich mehr als politische Rivalen denn als Berufsgruppe, deren öffentliches Ansehen von dem moralischen Gebaren aller ihrer Mitglieder abhing, noch fehlte es aber auch an Einrichtungen, die über die Einhaltung von Normen hätten wachen können. Dies sollte sich im Laufe der 1890er-Jahre sukzessive ändern. Mehrere Börsen- und Korruptionsskandale ließen die Beziehungen zwischen Presse und Finanzwelt als regelungsbedürftig erscheinen. Mit dem 1896 verabschiedeten Börsengesetz suchte man daher auch der Veröffentlichung gefärbter oder falscher Nachrichten zwecks Kursmanipulation einen Riegel vorzuschieben. Zahlungen von Banken an Journalisten, die „in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung stehen“, waren fortan unter Strafe gestellt (RBöG, § 76, abgedruckt in: Pohl, 1992, S. 377-398).

An der Wirksamkeit einer solchen Rechtsnorm sind bereits von zeitgenössischen Juristen berechtigte Zweifel angemeldet worden (Nuß-

baum, 1910, S. 349). Gleichwohl gemahnte das Eingreifen des Gesetzgebers die Presse daran, ihre „Selbstentwicklung“ (so Cohnstaedt, 1894, S. 15) proaktiv zu verfolgen, um künftig weitere Interventionen zu vermeiden. In zahlreichen Resolutionen postulierten journalistische Berufsvereinigungen seit der Jahrhundertwende klare Verhaltensregeln für jene ihrer Mitglieder, die sich auf dem finanzjournalistischen Feld betätigten. Der *Verein Berliner Presse* und der *Reichsverband der Deutschen Presse* erklärten es als „mit den Anstandspflichten eines Redakteurs“ generell unvereinbar, für Leistungen an Finanzinstitute ein „Entgelt in irgendwelcher Form“ zu nehmen (*Berliner Tageblatt*, 18.5.1911). Auch der *Verband deutscher Zeitungsverleger* schloss sich dieser Position an: Handelsredakteure verstießen gegen die „Standesehre der Presse“, wenn sie sich „unter dem Vorwand eines Honorars von den Banken, deren Emissionen sie zu kritisieren haben, kleine oder große Beiträge bezahlen lassen“ (*Zeitungs-Verlag*, 1911, S. 663). Eine wachsende Praktikerliteratur unterstrich die Bedeutung eines ethisch korrekten Verhaltens insbesondere in diesem Ressort. Jedes Blatt müsse wissen, „daß an keiner Stelle die Ehre einer Zeitung leichter gefährdet ist, als in ihrem Handelsteil“ (Brunhuber, 1908, S. 105). Wer gegen Verhaltensregeln verstieß, konnte zwar nicht an seiner Berufsausübung gehindert werden, hatte nun jedoch – im Gegensatz zu früheren Zeiten – harsche moralische Sanktionen zu erwarten, die ihn innerhalb seines Berufsstandes isolierten. „Es findet eine recht schwere gegenseitige Kontrolle statt“, beobachtete etwa ein Staatsbeamter an der Berliner Börse, „und der Journalist, der gegen den sich immer fester einbürgernden Ehrbegriff sich verschließe, hätte zu gewärtigen, bald in anderen Zeitungen deutliche Hinweise auf sein Verhalten zu finden.“ (Zweiter Staatskommissar an Handelsministerium, 14.9.1911).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten so die Akteure des finanzjournalistischen Feldes, ungeachtet politisch-weltanschaulicher Divergenzen, zu einer gemeinsamen Berufsrolle gefunden. Der Handelsteil sei „kein Organ des Handels“, der mit den Kaufleuten durch dick und dünn gehe, umriss Otto Jöhlinger, Handelsredakteur beim *Berliner Tageblatt*, diese Rolle kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, er müsse vielmehr „die ganzen Dinge von einer höheren Warte aus ansehen und kritisieren“. Der Handelsredakteur dürfe sich daher auch „nicht als Kuli der Börse oder Angestellter der Kaufleute betrachten“, Aufgabe

der Zeitung müsse es sein, „allgemeine Interesse zu vertreten“ (Jöhlinger, 1919, S. 152f.). In ihrem Berufsverständnis waren die Journalisten, die an der Schnittstelle zwischen Finanzsektor und Öffentlichkeit agierten, so zwar modern geworden. Moralischen Anspruch und Wirklichkeit in Einklang zu bringen, bleibt gleichwohl bis heute eine immerwährende Anstrengung.

## Resümee

Die Entstehung des Finanzjournalismus ist mit zentralen sozial- und wirtschaftshistorischen Veränderungsprozessen seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts untrennbar verknüpft. Erst die Inklusion einer steigenden Zahl von Menschen in das Marktgeschehen – durch Institutionen wie Banken und Sparkassen, aber auch durch Finanzierungs- und Anlageinstrumente wie Staatsanleihen und Aktien – ließ journalistische Finanzkommunikation überhaupt erst ökonomisch rentabel und aus Rezipientensicht erwünscht erscheinen. Die Presse avancierte so zu einem auf lange Zeit leitenden Medium finanzieller Kommunikation.

Weitaus besser und vor allem schneller als traditionelle Finanzmedien, wie etwa Brief, Kursblatt oder Anschlag, kam die Presse den veränderten Kommunikationsbedürfnissen an den Finanzmärkten des 19. Jahrhunderts entgegen, an denen ein zunehmend disperses und anonymes Publikum agierte. Ihre Attraktivität basierte nicht nur auf ihrem spezifischen Kommunikationsmodus, sondern zugleich auch auf ihren vertrauensstiftenden Effekten: Der herkömmlichen Ungleichverteilung von Finanzinformationen unter den Marktteilnehmern wollte sie, so ihre Verheißung,

durch eine weitestmögliche Verbreitung solcher Inhalte entsprechend den journalistischen Leitprinzipien von Vollständigkeit, Aktualität und Objektivität begegnen.

Freilich hatte die Presse schon in früheren Zeiten verstreut in ihren Spalten finanziell relevante Nachrichten gebracht. Doch erst mit der Konstituierung des Finanzjournalismus seit den 1850er-Jahren erreichte die pressemediale Finanzkommunikation eine sowohl in qualitativer als auch quantitativer Hinsicht neuartige Ausprägung. Dies wurde einerseits durch den Einsatz neuer technischer Mittel wie den elektrischen Telegrafen sowie eine mehr und mehr leserfreundliche thematische Anordnung des Stoffes in Rubriken und gesonderten Teilen bzw. Beilagen ermöglicht, andererseits aber auch von redaktionsorganisatorischen Innovationen vorangetrieben – allen voran stand hier die Einrichtung eigener Handelsredaktionen, die unabhängig vom politischen Teil der Zeitung wirkten.

Mit dieser thematischen Ausdifferenzierung des Journalismus ging zugleich eine Spezialisierung und Professionalisierung der beteiligten journalistischen Akteure einher. Sukzessive entwickelte sich die originäre Berufsrolle des Handelsredakteurs und Börsenreporters, was mit spezifischen Normvorstellungen, Anforderungsprofilen und Alltagspraktiken korrespondierte. Hierzu gehörte der tägliche Börsenbesuch und enge Kontakt zu führenden Vertretern der Finanzindustrie zum Zweck der Informationsakquise ebenso wie die, zumindest dem Anspruch nach, kritische Distanz zu und strenge Wahrung der Unabhängigkeit von der Finanzindustrie.

## Bibliographie:

- Aktionär (1853). Prospekt. In: *Institut für Stadtgeschichte*, Frankfurt/Main, Rechnei nach 1816, Sign. 3244.
- Arlt, H.-J. & Storz, W. (2010). *Wirtschaftsjournalismus in der Krise*. Zum massenmedialen Umfang mit Finanzmarktpolitik. Eine Studie der Otto-Brenner Stiftung. Frankfurt/Main.
- Bauer, O. (2011). *Zeitungen vor der Zeitung*. Die Fuggerzeitungen (1568-1605) und das frühmoderne Nachrichtensystem. Berlin.
- Barber, L. (23.4.2009): Die Blindheit der Journalisten. In: *Financial Times Deutschland*.
- BEK (= Börsen-Enquete-Kommission) (Hg.) (1892/93). *Stenographische Berichte*. Berlin.
- Berghoff, H. (2002). Der Berliner Kapitalmarkt im Aufbruch (1830-1870). In: Pohl, H. (Hg.), *Geschichte des Finanzplatzes Berlin*. Frankfurt/Main, S. 53-102.
- Berghoff, H. (2004). Die Zähmung des entfesselten Prometheus. Die Generierung von Vertrauenskapital und die Konstruktion des Marktes im Industrialisierungs- und Globalisierungsprozess. In: Berghoff, H. & Vogel, J. (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte*. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt/Main, S. 143-168.

- Berghoff, H. (2005). Markterschließung und Risikomanagement. Die Rolle der Kreditauskunfteien und Rating-Agenturen im Industrialisierungs- und Globalisierungsprozess. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 92 (2), S. 141-162.
- Berliner Börsen-Correspondenz (1856). Prospekt. In: *Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz*, I. HA, Rep. 77, tit. 54a, Nr. 27, Bl. 5-6.
- Berliner Börsen-Zeitung (1.6.1856). Prospekt. In: *Landesarchiv Berlin*, A Pr. Br. Rep. 030, Tit 95, Sect. 4, Nr. 14789, Bl. 3.
- Berliner Tagblatt und Handelszeitung. Berlin
- Bernhard, G. (1905). *Berliner Banken*. Berlin.
- Birkner, T. (2012). *Das Selbstgespräch der Zeit*. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1905-1914. Köln.
- Bode, H. (1908): *Die Anfänge wirtschaftlicher Berichterstattung in der Presse*. Eine volkswirtschaftliche Studie als Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Diss. Heidelberg.
- Böse, G. (1931): *Wirtschaft und Presse*. Ein historisch-soziologischer Versuch über die Wechselwirkungen zwischen der Wirtschaft und der Presse. Diss. Heidelberg.
- Bunzhuber, R. (1908). *Das deutsche Zeitungswesen*. Leipzig.
- Buchholtz, A. (1904). *Die Vossische Zeitung*. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. Berlin.
- Cohnstaedt, L. (1894). *Die Vorschläge der Börsen-Enquete-Kommission*. 2. Aufl. Berlin.
- Crivellari, F., Kirchmann, K., Sandl, M. & Schlögl, R. (2004). Einleitung. Die Medialität der Geschichte und die Historizität der Medien. In: Crivellari, F., Kirchmann, K., Sandl, M. & Schlögl, R. (Hrsg.), *Die Medien der Geschichte*. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive. Konstanz, S. 9-48.
- Dahlem, M. (2009). *Die Professionalisierung des Bankbetriebs*. Studien zur institutionellen Struktur der deutschen Banken im Kaiserreich 1871-1914. Essen.
- Dahms, G. (1895). *Das litterarische Berlin*. Illustriertes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt. Berlin.
- Ferguson, N. (2010). *Der Aufstieg des Geldes*. Die Währung der Geschichte. Berlin.
- Friche, E. G. (1933). *Die Geschichte der Berliner „Nationalzeitung“ in den Jahren 1848 bis 1878*. Diss. Leipzig.
- Glagau, O. (1876). *Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin*. 4., revidierte Aufl., Leipzig.
- Glagau, O. (1877). *Der Börsen- und Gründungsschwindel in Deutschland*. Leipzig.
- Graeber, D. (2012). *Schulden*. Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart.
- Grote, H. (1975). Theodor Hermann Julius Killisch von Horn (1821-1886). In: Fischer, H.-D. (Hg.), *Deutsche Presseverleger des 18. bis 20. Jahrhundert*. Pullach bei München, S. 130-140.
- Groth, O. (1928). *Die Zeitung*. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik). Bd. 2. Mannheim u.a.
- Halle, S. v. (1902). Der Handelsredakteur. In: Wrede, R. (Hrsg.), *Handbuch der Journalistik*. Berlin, S. 223-237.
- Harden, M. (9.7.1904). Professor Meyer. In: *Die Zukunft*, S. 47-52.
- Haus der Abgeordneten (1876). *Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Preußischen Hauses der Abgeordneten*. Bd. 12. Berlin.
- Jöhlinger, O. (1919). *Zeitungswesen und Hochschulstudium*. Einführung zu den Vorlesungen über „Das Zeitungswesen in Deutschland und im Ausland“. Jena.
- Kaufmannschaft von Berlin (Hg.) (1884ff.). *Bericht über Handel und Industrie von Berlin*: Nebst einer Übersicht über die Wirksamkeit des Ältesten-Kollegiums. Berlin
- Kaufmannschaft von Berlin (Hg.) (1904ff.). *Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie*. Bericht der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin. Berlin
- Kastan, I. (1919). *Berlin wie es war*. 7. Aufl. Berlin.
- Leiskow, H. (1930). *Spekulation und öffentliche Meinung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Jena.
- Lothian, J. R. (2002). The Internationalization of Money and Finance and the Globalization of Financial Markets. In: *Journal of International Money and Finance*, 21 (6), S. 699-724.
- McCusker, J. J. (2005). The Demise of Distance. The Business Press and the Origins of the Information Revolution in the Early Modern Atlantic World. In: *American Historical Review*, 110 (2), S. 295-321.
- Merkt, H. (1997). Entwicklung des Börsenrechts. In: Hopt, K., Rudolph, B. & Baum, H. (Hg.), *Börsenreform*. Eine ökonomische, rechtsvergleichende und rechtspolitische Untersuchung. Stuttgart, S. 17-141.
- Merkt, H. (2001). *Unternehmenspublizität*. Offenlegung von Unternehmensdaten als Korrelat der Marktteilnahme. Tübingen.
- Mikuteit, J. (1999). *Georg Bernhard (1875-1944)*. Ein deutscher Journalist in Presse und Politik vor dem Ersten Weltkrieg. Diss. Frankfurt/Oder.
- Nußbaum, A. (1910). *Kommentar zum Börsengesetz für das deutsche Reich vom 22. Juni 1896/8. Mai 1908*. Nebst einer Darstellung der Rechtsgrundsätze über den Effektenhandel zwischen Bankier und Kunden. München.

- Petersson, N. (2009). *Anarchie und Weltrecht*. Das Deutsche Reich und die Institutionen der Weltwirtschaft 1890-1930. Göttingen.
- Pluto (i.e. Salomon v. Halle) (1892). Unsere Handelsredakteure. In: *Die Zukunft*, 1, S. 428-431.
- Pohl, H. (Hg.) (1992). *Deutsche Börsengeschichte*. Frankfurt/Main.
- Reckinger, G. & Wolff, V. (Hg.) (2011). *Finanzjournalismus*. Konstanz.
- Requate, J. (1995). *Journalismus als Beruf*. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen 1995.
- Rosenthal, H. B. (1856). Zirkular. In: *Institut für Stadtgeschichte*, Frankfurt/Main, Rechnei nach 1816, Sign. 3244.
- Schmalenbach, E. (1906/07). Die deutsche Finanzpresse. In: *Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung*, 1, S. 275-285 und 361-370.
- Schnädelbach, A., Lenarz, M. & Steen, J. (Hg.) (2009). *Frankfurts demokratische Moderne und Leopold Sonnemann*. Jude, Verleger, Politiker, Mäzen. Frankfurt/Main.
- Schönhagen, P. (1998). *Unparteilichkeit im Journalismus*. Tradition einer Qualitätsnorm. Tübingen.
- Scholten, B. (1910): *Der Handelsteil der deutschen Zeitungen im 19. Jahrhundert*. Eine volkswirtschaftliche Studie als Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Diss. Heidelberg.
- Schularick, M. (2006). *Finanzielle Globalisierung in historischer Perspektive*. Kapitalflüsse von Reich nach Arm, Investitionsrisiken und globale öffentliche Güter. Tübingen.
- Schuster, M. (2004). *Märkte und Medien*. Wirtschaftsnachrichten und Börsenentwicklungen. Konstanz.
- Sombart, W. (1927a). *Der moderne Kapitalismus*. Bd. 2/1: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus. München u.a.
- Sombart, W. (1927b). *Der moderne Kapitalismus*. Bd. 3/2: Der Hergang der hochkapitalistischen Wirtschaft. München u.a.
- Stern, F. (1977). *Gold und Eisen*. Bismarck und sein Bankier Bleichröder. Frankfurt am Main.
- Stöber, R. (2005). *Deutsche Pressegeschichte*. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2., überarb. Aufl., Konstanz.
- Tischert, G. (1930). *Männer und Werke*. Altes und Neues aus Industrie, Bank- und Börsenwelt. Berlin. Verlag der Frankfurter Zeitung (Hg.) (1906). *Geschichte der Frankfurter Zeitung 1856 bis 1906*. Frankfurt/Main.
- Vogel, W. (1914). *Der Handelsteil der Tagespresse*. Berlin.
- Walter, R. (1989). Märkte, Börsen, Messen, Ausstellungen und Konferenzen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Pohl, H. (Hg.), *Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft*. Stuttgart, S. 379-440.
- Weber, M. (1999 [1894]). Börse I. Zweck und äußere Organisation der Börsen. In: Borchardt, K. (Hg.), *Max Weber*. Gesamtausgabe. Abt. 1, Bd. 5: Börsenwesen. Schriften und Reden 1893-1895. Tübingen, S. 124-174.
- Wilke, J. (2004). Die Telegraphischen Depeschen des Wolff'schen Telegraphischen Büros (WTB). In: *Publizistik*, 49 (2), S. 125-151.
- Wilke, J. (2008). *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte*. 2., überarb. Aufl. Köln u.a. Der Zeitungs-Verlag. Fachblatt für das gesamte Zeitungswesen. Berlin.
- Zweiter Staatskommissar an Handelsministerium (14.9.1911). In: *Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz*, I. HA, Rep. 120, C XI 1, Nr. 29, Bd. 2

### Robert RADU

M.A., geb. 1983, studierte Geschichte, Germanistik, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Berlin und Barcelona. Er war Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Wochen-sprüche der NSDAP“ an der Arbeitsstelle für Kommunikationsgeschichte und interkulturelle Publizistik (FU Berlin). Seit 2011 ist er Promotionsstipendiat am Department „Wissen – Kultur – Transformation“ der Universität Rostock. Er arbeitet dort an einer Kulturgeschichte des Finanzjournalismus in Deutschland (1850-1914). Zu seinen Forschungsfeldern gehören die Wirtschafts-, Medien- und Geheimdienstgeschichte

### Aktuelle Publikationen:

- Radu, R. (2013). Wirtschaftskrise/Wirtschaftswunder. In: Wodianka, S. & Ebert, J. (Hg.), *Metzler Lexikon moderner Mythen*. Stuttgart
- Medrow, L., Münzner, D. & Radu, R. (Hg.) (2015). *Kampf um Wissen*. Spionage, Geheimhaltung und Öffentlichkeit. Paderborn.

# Vom „Literarischen Bureau“ zum „Pressechef“

Die deutsche PR-Berufsfeldentwicklung in der Weimarer Republik.

**Peter Szyszka**  
Hochschule Hannover

## Abstract

Die historiografische PR-Forschung steht auf dem Feld der Kommunikatorforschung im deutschen Sprachraum vor einem Bündel von Problemen. So lässt sich das Entstehen eines PR-Berufsfeldes zwar punktuell bis ins die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Fehlende eindeutige Begrifflichkeit und das Fehlen eines eigenen, einschlägigen Schrifttums erschweren aber die Spurensuche. Derartige Spuren finden sich in Literatur zu Reklame, Werbung und Propaganda. Die parallele amerikanische PR-Entwicklung wiederum war in den Jahren der Weimarer Republik zwar bekannt, fand in der Literatur aber keinen Niederschlag. Demgegenüber wurde aber der Einfluss dessen, was später unter PR-Arbeit firmierte, mehrfach als Thema problematisiert, ohne dafür einen eindeutigen Begriff zu benennen. Spätere berufsständische Legendenbildung erklärte diese Vorkriegsgeschichte zu bloßer Vorgeschichte. Dennoch lassen es ausgewählte Dokumente heute zu, Einschätzungen zum Professionalisierungsstatus jener frühen PR-Arbeit vorzunehmen.

## Ausgangsperspektive

Die moderne, theoriegeleitete PR-Forschung stellt eine eigenständige deutsche oder auf den deutschen Sprachraum beziehbare PR-Entwicklung heute nicht mehr infrage. PR-Arbeit<sup>1</sup> oder Public Relations-Management wird dabei mehrheitlich als Organisationsfunktion (Röttger, Preusse & Schmitt, 2011, S. 113-144) zum Umgang mit öffentlicher Kommunikation und Meinungsbildung betrachtet, welche moderne Organisationen funktional ausdifferenzierten, um sich gesellschaftlichen Umfeldentwicklungen anzupassen (vgl. Szyszka, 2009). Dieser Prozess vollzog sich nach heutigem Forschungsstand im deutschen Sprachraum als eine recht eigenständige Entwicklung: PR-Arbeit war hier stark auf den Umgang mit Journalismus fixiert; ihre Weiterentwicklung resultierte mehrheitlich aus Reaktionen auf Veränderungen in Gesellschaft, Mediensystem, Öffentlichkeit und Journalismus (vgl. Schönhagen, 2008; Szyszka, 2009, 2011a, 2011b). Als originärer Innovationsprozess setzte diese Entwicklung in der sich industrialisierenden Gesellschaft in der

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein (vgl. Saxer, 1992, S. 58-64), begann bei staatlichen und dann in der zweiten Jahrhunderthälfte bei Wirtschafts- und andere Organisationen, die sukzessive ein spezifisches Funktionssystem zum Umgang mit öffentlicher Kommunikation herausbildeten und sich ändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen anpassten.

Die heute vorliegenden Befunde widersprechen einer früheren Einschätzung von Franz Ronneberger und Manfred Rühl, dass bis ins frühe 20. Jahrhundert „so gut wie ausschließlich“ Journalismus die öffentliche Kommunikation bestimmte und Public Relations erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts zur „systematischen, programmatischen und geplanten Kommunikationsleistung“ wurde (1992, S. 46). Eine um Einflussnahme bemühte Pressearbeit, die sich schon in der Bismarck-Ära und im Deutschen Kaiserreich um die Wende zum 20. Jahrhundert beobachten lässt, wirkte dann in den Jahren der Weimarer Republik derart einflussreich, dass der 7. Deutsche Soziologentag 1930 in Berlin den Einfluss der Pressearbeit vor

<sup>1</sup> In Abgrenzung zu „Public Relationships“ als Organisation/Umfeld-Beziehungen und „Public Relations-Operationen“ als PR-Handeln wird hier von „PR-Arbeit“ als organisationalem Subsystem und spezifischer Regelungsfunktion gesprochen,

deren funktionale Ausdifferenzierung sich aus dem Beziehungszusammenhang ableitet und deren Leistung in der Bearbeitung von Organisation/Umfeld-Differenzen besteht (vgl. Szyszka, 2013).

allem aus Politik und Wirtschaft auf den Journalismus unter dem Titel „Presse und öffentliche Meinung“ zum Thema der Eröffnungsdiskussion machte (Verhandlungen, 1931). Eine zeitgenössische Quelle sprach sogar von „Pressestellen-Inflation“ (Preiser, 1930).

Damit bestätigt sich heute eine Beobachtung, die Elisabeth Binder in einer frühen, fachhistorisch kritischen Auseinandersetzung mit berufsständischer PR-Geschichtsschreibung als „Abgrenzungs-Neurose“ bezeichnete (1983, S. 241): Dass es sich nämlich bei den Versuchen, eine deutsche PR-Geschichte von amerikanischen Wurzeln abzuleiten und im Wesentlichen erst nach 1945 als eigenständige Entwicklung zu behandeln, um eine versuchte, am Ende aber erfolglose Legendenbildung handelte (vgl. Fröhlich, 1997; Szyszka, 2009, 2011b). Marius Lange hat in einem knappen Abriss nachgewiesen, wie breit Kenntnisse dessen, was heute unter Public Relations oder auch Stakeholdermanagement verstanden wird, schon seinerzeit mithilfe unspezifischer Begrifflichkeit fachlich einschlägig bekannt war (2010, S. 19-28; siehe auch Oeckl, 1987, S. 26).

Wird PR-Arbeit als organisationales Funktionssystem zum Umgang mit öffentlicher Kommunikation und Meinung betrachtet, lassen sich eigener Forschung zufolge ihre Anfänge bis kurz nach dem Wiener Kongress 1814/15 zurückverfolgen, der symbolisch für eine Zäsur zwischen Absolutismus und sich allmählich herausbildenden neuen Öffentlichkeitsstrukturen stehen kann. Hier richtete der Preußische Staat 1816 unter Karl August von Hardenberg wohl erstmals ein *Literarisches Büro* ein, das „mit einer Mischung aus Pressepolitik und Pressearbeit“ agierte, sich Pressebeobachtung und -auswertung bediente und vor allem auf restriktive, bis zur Zensur reichende Mittel der Pressebeeinflussung setzte (Szyszka, 2011a, S. 20; 1997a, S. 128-130). Der Leipziger Historiker Heinrich Wuttke hat dies schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargestellt und nachdrücklich kritisiert (1866; überarb. 1875). Wird mit Blick hierauf unter Propaganda funktional ein Operationsmodus zum Ausschluss von Meinungswettbewerb durch Diskreditierung und Sanktionierung abweichender Meinungen verstanden und vom Modus einer Wettbewerbskommunikation unterschieden, mit dem sich Organisationen ausdrücklich dem Wettbewerb um Aufmerksamkeit und Akzeptanz stellen, dann bildete sich dieser heute als PR-typisch einstuftbare

Wettbewerbsmodus nach Quellenlage im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in der Wirtschaft heraus, weil sich im Propagandamodus nicht die für den eigenen Geschäftsbetrieb notwendige Akzeptanz gewinnen ließ (Szyszka, 2011a, S. 21-22).

Diese Entwicklung scheint in gewisser Weise vergleichbar mit der amerikanischen PR-Entwicklung, deren moderne Anfänge ebenfalls auf das frühe 19. Jahrhundert datiert werden und die historiografischer Darstellungen zufolge Öffentlichkeit und Journalismus zunächst ebenfalls als lästiges Übel betrachtete („The public be damned“), ehe diese zum Bestandteil organisationspolitischer Nutzenerwägungen wurden („The public be informed“) (Bernays, 1952, S. 35-76). Festmachen lässt sich dies in der deutschen Entwicklung an einem zunehmend auffälligen Auftreten von Pressestellen, und zwar nicht nur bei Großunternehmen wie Krupp in Essen (Nachrichtenbüro ab 1893) oder in der Elektrizitäts- und Chemiewirtschaft (Union Elektrizitätsgesellschaft, Siemens & Halske, Bayer und Henkel) sondern z.B. auch beim Keksbäcker Bahlsen in Hannover (Pressebüro ab 1898) (Oeckl, 1987, S. 24), bei Einrichtungen im kommunalen Bereich, Interessenverbänden oder im kirchlichen und karitativen Bereich (vgl. Bieler, 2010). Otto Groth hat in seinem Werk *Die Zeitung* „den ersten Versuch, systematisch mit der Presse die Öffentlichkeit für Privatinteressen zu gewinnen, [...] Dr. Strousberg, der 1866 die Post ins Leben rief, um mit ihrer Hilfe seine Eisenbahngründungen zu propagieren“, zugeschrieben (1928, S. 574). Immer – so lässt sich heute theoriebasiert einschätzen – ging es um öffentliche Aufmerksamkeit, Akzeptanz, Einflussnahme und Zustimmung, die von den verschiedenen Organisationen für bzw. zugunsten ihrer Interessen und Geltungsansprüche nachgesucht wurden und für deren Publizität sie publizistischen Medienraum benötigten, wie bei Groth und anderen verstreuten Quellen (z.B. Schöne, 1928) nachzulesen ist.

Die wenigen bekannten Zeugnisse dieser Zeit legen es heute nahe, dieser pressezentrierten PR-Arbeit schon um die Wende zum 20. Jahrhundert eine dem PR-Verständnis der 1970er- und 1980er-Jahre sehr ähnliche funktionale Vorstellung von medienzentrierter strategischer Kommunikationsarbeit zuzuschreiben. Leider fehlt aus dieser Zeit ein einschlägiges Schrifttum mit eigener, einheitlicher und alleinstellender Begrifflichkeit (Behrmann, 1925, S. 1410), was den For-

schungszugang erschwert. So wurden seinerzeit einschlägige PR-Aufgaben und Tätigkeiten nachweislich unter einem historisch unbelasteten Propagandabegriff behandelt und dort als „industrielle und kaufmännische Propaganda“ bezeichnet (Herzog, 1911; vgl. Goros, 1998) oder als reklame- oder werbefachliche Aufgaben und Tätigkeiten angesehen und in der einschlägigen Literatur unter dort üblicher Begrifflichkeit behandelt (Behrmann, 1925; Kropcit, 1926; Mataja, 1926; Schmidt, 1928; Fischer 1929; vgl. Lange 2010). Diese unterschiedlichen Zugänge sind zugleich Indiz dafür, dass sich auch schon frühe PR-Leute aus unterschiedlichen Bereichen rekrutierten und nur teilweise aus dem Journalismus kamen, wie dies der immer wieder verwendete Begriff „literarisch“ nahelegen würde.<sup>2</sup> Eine Statistik aus dem Jahr 1928 zu Leitern von 52 kommunalen Presseämtern deutscher Städte mit mehr als 50.000 Einwohnern etwa weist aus, dass hier je 15 Journalisten bzw. Volkswirte waren, acht Juristen und je sieben höhere oder mittlere Verwaltungsbeamte (Schmahl, 1928, Sp. 27-36).

Das dahinterliegende Ordnungsproblem wird an

einer Grafik deutlich, die Carl Hundhausen noch 1975 in seiner letzten neu konzipierten Monografie publizierte (S. 95; siehe Abb. 1). Hundhausen, von Hause aus selbst als habilitierter Wissenschaftler und Praktiker sowie Experte für Public Relations und Werbung im doppelten Sinne ein Grenzgänger (vgl. Szyszka, 1997b), war auch in seinen Arbeiten ein „Wanderer zwischen zwei Welten“, der seine Studien zeitlebens an amerikanischen Entwicklungen orientierte, diese stets systematisierte und in den Kontext organisationssoziologischer Beziehungslehre (vgl. Wiese, 1924/1928) zu stellen suchte. Hundhausen, dessen Einfluss auf die moderne PR-Theoriebildung größer ist als lange angenommen (vgl. Szyszka, 2013), scheint sich also zeitlebens bei seiner Auseinandersetzung mit Public Relations an Ordnungsvorstellungen orientiert zu haben, deren Entstehung auf das erste Drittel des 20. Jahrhunderts und damit auf den eben in diesem Beitrag thematisierten Zeitabschnitt zurückgeht. Hundhausen verstand dabei unter „Werbung“ ein sich um etwas bemühen (z. B. Brautwerbung), wie schon der Titel seiner ersten PR-Monografie *Werbung um öffentliches Vertrauen (Public Relations)* (1951) verdeutlichte, der



ABB. 1: System der Werbung bei Carl Hundhausen (1975, S. 95)

<sup>2</sup> Der Begriff „literarisch“ wurde seinerzeit im Kontext von Journalismus benutzt, weil Journalisten jener Zeit als poli-

tische Autoren und den „Literaten“ zugeordnet wurden (vgl. Groth, 1948, S. 216.).

sich offensichtlich an Grundbegrifflichkeiten der Weimarer Jahre orientierte.

Einschlägige Einrichtungen firmierten seinerzeit unter Begriffskombinationen aus *literarisch*, *Presse* oder *Nachrichten*, kombiniert mit *Stellen*, *Bureau/Büro* oder *Abteilung*. Dass mit dieser Begrifflichkeit bereits bisweilen durchaus differenzierend umgegangen wurde, zeigt die mehr als 100 Jahre alte Arbeit von Siegfried Herzog, in der die *Literarische Abteilung* von *Presseabteilung* und *Reklameabteilung* ausdrücklich unterschieden wurde:

„Die literarische Abteilung ist das Verbindungsglied zwischen verschiedenen technischen und kaufmännischen Abteilungen des Werkes einerseits und der Außenwelt andererseits. Sie übermittelt nicht nur Kenntnisse von den Errungenschaften der ersteren an letztere, sondern hat auch die Aufgabe, einzelne Abteilungen der eigenen Unternehmung über die Tätigkeit, Fortschritte, Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen der Außenwelt zu unterrichten. Es ist dies um so notwendiger, weil schließlich alle Tätigkeiten der Abteilungen des einzelnen Unternehmens dem Willen und den Ansichten der Außenwelt, welche die Konsumenten stellt, angepasst werden muss.“

(Herzog, 1911, S. 122)

„Die Presseabteilung übermittelt den Redaktionen die literarischen Arbeiten, verständigt sich mit ihnen über Erscheinungszeit und Erscheinungsweise, während sie andererseits die Wünsche der Redaktionen um Überlassung von Unterlagen oder Artikel zur Erledigung an das literarische Bureau weiterleitet. Die schwierigste Position hat die Presseabteilung, wenn es sich darum handelt, wichtigen Artikeln über Neuheiten oder große in Betrieb benommene Anlagen möglichst weite Verbreitung zu schaffen.“

(ebd., S. 130)

Bereits dort wurden interne und externe Öffentlichkeitsarbeit als etwas Weiterreichendes von Pressearbeit und von Werbung unterschieden. Einheitliche und jederzeit eindeutig differenzierende Begrifflichkeiten gibt es auch heute letztlich für dieses Berufsfeld nicht. Eine ausdrückliche Nennung des Begriffs „Pressearbeit“ findet sich einschlägig, ohne Definition und wie selbstverständlich verwendet 1931 in der Dissertation von Georg Böse über *Wirtschaft und Presse* (S. 62).

Um im Weiteren ein Bild dieser frühen PR-Arbeit gewinnen zu können, wurden für die vorliegende Untersuchung vor allem zwei Quellen

herangezogen. Zunächst Otto Groths *Die Zeitung* (1928ff.), in der dieser im zweiten Band genauer auf die Pressearbeit von Politik, Kommunen, Interessenvertretungen und Kirche und nur eher am Rande auf Unternehmen und Wirtschaftsverbände einging. Für diese wiederum finden sich in einer Studie zur *Organisation der industriellen Interessen in Deutschland*, die 1924 im Auftrag des fünf Jahre zuvor gegründeten *Reichsverbandes der deutschen Industrie* erstellt wurde, unter dem Titel *Interessenvertretung und Presse* knapp drei Seiten, die Auskunft über die zeitgenössischen Anforderungen an PR-Arbeit und deren Leitung geben; am Ende findet sich dort die kurze Skizze des Anforderungs- und Aufgabenprofils eines PR-Leiters (Brettner, 1924, S. 30-33; vgl. auch Kunczik, 1997, S. 292-294; Mattke, 2006, S. 49-53).

## Otto Groth und der Einfluss der „Pressearbeit“

Otto Groth hat sich inmitten der Jahre der Weimarer Republik in seinem enzyklopädischen Aufsatz über *Die Zeitung* auch mit Pressearbeit auseinandergesetzt, ohne einschlägige Begrifflichkeit zu verwenden. Dem heutigen Leser fällt dabei sofort auf, dass er diese Pressearbeit verschiedener Organisationstypen ungleichgewichtig, offenbar entlang seiner allgemeinen Kenntnisse um Politik, Verwaltung und anderen Interessen behandelte, wobei Wirtschaft vergleichsweise kurz kam. Dies hinderte ihn allerdings nicht daran, sehr eindeutig Stellung zu Einfluss und Methoden der Pressearbeit von Wirtschaftsunternehmen und -verbänden jener Zeit zu beziehen, und dies durchaus reflektiert und differenziert:

„Die Einflüsse der wirtschaftlichen Interessen auf die Tagesspresse sind ungleich größer, wichtiger und gefährlicher als die aller anderen Interessen. Der privatwirtschaftliche Untergrund, auf dem die Tagesspresse ruht, ist sehr weicher Boden, und finanzielle Bohrungen höhlen Gänge aus, durch die alle Interessen schon in die Festung eingedrungen sind und sie erobert haben. Es ist die schwache Stelle, durch die sich Publikum und Sonderinteressen immer wieder die Herrschaft über die Presse zu verschaffen suchen und auch wissen, am leichtesten aber wirtschaftliche Interessen, die die aufgewendeten Kosten vielfach zurückempfangen können. Nicht jede Vertretung wirtschaftlicher Interessen ist für die Presse entwürdigend und unerlaubt. Die Zeitung, zu deren Wesen die Universalität gehört, hat sich allen Interessen, auch den wirtschaftlichen, zu öffnen, aber diese Interessen

*und ihre Vertretung müssen offen sein, offen in einer doppelten Hinsicht: zum einen müssen die Beziehungen der einzelnen Zeitungen zu den Interessen, die sie vertritt, jedermann erkennbar sein, und sodann darf die Presse nicht irgendwelchen Sonderinteressen ihren Mantel der Vertretung von Allgemeininteressen leihen und in dieser Verhüllung den Eingang in die öffentliche Meinung verschaffen.“*

(Groth, 1928, S. 566)

Dies erinnert nicht zufällig an die seit den 1980er-Jahren bekannte und immer wieder diskutierte „Determinationshypothese“, der zufolge PR-Arbeit einen großen und vor dem Hintergrund öffentlicher Interessen als illegitim bewerteten Einfluss auf die Leistungen von Journalismus nimmt, ohne diesen Einfluss exakt beziffern oder differenzieren zu können (vgl. Raupp, 2005). Schon damals ging es um Einfluss, Folgen und deren Bewertung. Wie in jüngster Zeit im neuen *Deutschen Kommunikationskodex* (2012)<sup>3</sup> forderte auch Groth seinerzeit als wichtigstes „Gegenmittel“ Quellentransparenz bei der journalistischen Weiterverbreitung organisationaler Selbstdarstellung: Bei verbreiteten „Abhandlungen“ müsse „ihre Herkunft deutlich gekennzeichnet sein“ (Groth, 1928, S. 368).

Zudem trat er Otto Jöhlingers 1919 in der frühen Nachkriegszeit vertretenen Einschätzung von einem „niedrigen Niveau“ des Einflusses „privatwirtschaftlicher Interessen auf die Presse“ entgegen: „Die Presse weiß längst zu entscheiden, wo allgemeinwirtschaftliche und wo privatwirtschaftliche Interessen auf dem Spiel stehen“ (ebd., S. 152). Knapp zehn Jahre später war dies für Groth eine Relativierung der Kräfteverhältnisse, weshalb er Jöhlinger die wirtschaftliche Abhängigkeit der Presse vorhielt:

*„Gewiss weiß die Presse zu unterscheiden, aber wie viele Blätter unterwerfen sich nicht wider besseres Wissen den Einflüssen wirtschaftlicher Interessen! Die Vergewaltigung der Presse hat sich besonders in der Not der Inflationsjahre so ausgebreitet, dass im September 1923 der Verein Deutscher Zeitungs-Verleger eine Erklärung veröffentlichen musste, in der es heißt: „In der letzten Zeit ist vielfach und von verschiedenen Verbänden der Versuch gemacht worden, unter Androhung von Boykott und anderen Schädigungen bei einer Weigerung Zeitungen zur Veröffentlichung von zum Teil umfangreichen Erklärungen und Artikeln im eigenen Inter-*

*se der betreffenden Verbände zu nötigen. Auf gleiche Weise wird versucht, die Erörterung der Forderungen der Verbände und die freie Kritik einzuschränken und zu verhindern.“*

(Groth, 1928, S. 572)

Wie wenig sich dabei methodisch zwischen den Jahren der Weimarer Republik und heute verändert hat, wenn es um Einflussnahme der Wirtschaft zugunsten eigener Positionen oder die Verhinderung von Negativberichterstattung ging oder geht, zeigt das nachfolgend angeführte Beispiel von Groth, für das sich auch in der jüngeren Automobilgeschichte immer wieder analoge Beispiele finden lassen:

*„Als in den ersten Jahren des Automobilverkehrs eine deutsche Zeitung eine Notiz über einen Kraftwagenunfall brachte mit dem Zusatz, dass das Autofahren doch immer noch mit Gefahr verbunden sei, verhängte die Automobilindustrie für diesen Frevel an ihren Interessen über das Blatt die Anzeigensperre.“*

(1928, S. 571)

Schließlich stellte Groth hier weiter heraus, dass an die Stelle politischen Einflusses auf Medien, wie ihn ein halbes Jahrhundert zuvor schon Wuttke (1866/1875) offengelegt und kritisiert hatte, nun einflussreiche wirtschaftliche Interessen wirkten, die eben nicht nur im Modus der Wettbewerbskommunikation operierten, sondern Wettbewerb auch mittels ökonomischer Machtmittel außer Kraft zu setzen versuchten. Insbesondere die ökonomische Seite der Presse, das sie bis heute finanzierende Anzeigenwesen, bildete damals wie heute eine korrumpierbare Schwachstelle, wie das nachfolgende Zitat belegt. Groth attestierte der Wirtschaft hier große Aktivitäten bei ihren Versuchen der Einflussnahme auf Presse und öffentliche Meinung:

*„An Stelle der Fesseln, die die Willkür der Regierungen früher um die Presse legte, sind heute die Ketten getreten, mit denen wirtschaftliche Interessen die Presse in ihrer Gewalt haben und die vielfach schwerer drücken als alle sonst noch fühlbaren Bande, wie Rücksichten auf Informationsquellen, auf Parteibedürfnisse und Massenmeinungen, lokale und Vereinswünsche usw. Sei es als Grosinserenten, sei es als Geldgeber, erlangten Banken und Industriebetriebe für die Zeitungsunternehmung, die sich größtenteils*

<sup>3</sup> Der *Deutsche Kommunikationskodex* ist im Internet abrufbar unter: <http://www.kommunikationskodex.de/wp-con->

[tent/uploads/Deutscher\\_Kommunikationskodex.pdf](http://www.kommunikationskodex.de/wp-content/uploads/Deutscher_Kommunikationskodex.pdf) (Letzter Zugriff: 30.1.2015).

*auf die Inserateneinnahmen stützen musste und von der immer höhere Aufwendungen für die technische und redaktionelle Vervollkommnung gefordert wurden, Bedeutung und Macht, und diese ihre Macht reizt sie auch zum Missbrauch. Sie nehmen das Recht in Anspruch, sich die Presse dienstbar zu machen. Da werden alle Mittel des Zwangs von der versteckten Verdächtigung bis zum brutalsten Boykott angewendet. Es gehört zu den traurigsten Erfahrungen der Journalisten, wie unbedenklich wirtschaftliche Betriebe und Verbände durch ihre Leiter, Vorsitzenden, Syndici die Öffentlichkeit mit Hilfe von Pressbüros oder ihnen nahestehender Korrespondenzen häufig irreführen, für Sonder- oder Privatinteressen zu gewinnen suchen, wie skrupellos sie die Kritik oder die Ablehnung des Ansinnens mit der offenen oder verblühten Androhung wirtschaftlicher Nachteile beantworten.“* (Groth, 1928, S. 569-570)<sup>4</sup>

Die Einflüsse gesellschaftlicher Interessen stufte Groth dagegen als „verhältnismäßig harmlos“ ein, was er am Beispiel eines Karnevalsvereins und dessen lokalen Kommunikationsinteressen verdeutlichte (1928, S. 543). Kritisch setzte er sich dagegen mit anderen bis heute bekannten Praktiken auseinander. So erfahren wir, dass Theater – wie auch in der amerikanischen PR-Geschichte bei der historischen Herleitung des ersten Grunig/Hunt-Modells überliefert (Grunig & Hunt, 1984, S. 28-29) – an Ankündigung ihrer Veranstaltungen („Publicity“) interessiert waren, man aber auch schon das „leidige Kapitel der Freikarten“ kannte: „Freikarten – und das gilt nicht nur für das Theater – kann die Presse nur beanspruchen für Veranstaltungen, deren Besprechung im Interesse des Publikums liegt“ (Groth, 1928, S. 545-546).

Der Begriff „Waschzettel“, bei Wuttke ein halbes Jahrhundert zuvor noch „Weisungen“, aus denen preußische Pressereferenten Nachrichten und Betrachtungen fertigten (1875, S. 234, 276), stand bei Groth für Pressemitteilungen kommunaler Pressestellen (1928, S. 363). Und auch die Praxis der „Sperrfristen“ war in dieser Zeit bereits gängig, wie eine andere Quelle offenlegt (Böse, 1931, S. 69).

Im Zusammenhang mit der Arbeit staatlicher Pressestellen setzte sich Groth mit den Vortei-

len (Erleichterung des Geschäftsverkehrs mit der Presse) und Nachteilen (Verbreitung von Tatsachenmeldungen über Telegrafbüros bequemer und rascher) der ebenfalls bereits gepflegten „Preßkonferenz“ auseinander, denen er „in Deutschland eine wachsende Verbreitung und Bedeutung“ attestierte (1928, S. 325): „Sie vermag eine große Zahl von Zeitungsvertretern gleichzeitig und sofort über die amtlichen Handlungen, Pläne und Ansichten aufzuklären, ihre Wünsche und Anregungen direkt zu äußern und zu begründen, Missverständnisse und Unklarheiten in persönlicher Aussprache zu beseitigen“ (S. 327). An späterer Stelle ergänzte er: „Preßkonferenzen können ihren vollen Wert nur bekommen, wenn sie beherrscht werden von gegenseitigem Verständnis und Vertrauen“ (S. 370); ein Vokabular und Denken, wie es sich später z.B. bei Albert Oeckl (1964) wieder findet. Aus einem Verweis auf Emil Dovifat und dessen Erfahrungen mit amerikanischem Journalismus (1926), der Pressekongressen von politischen „Preßempfangen“ als Foren der Begegnung unterschied (S. 327), erfährt man, dass der frühen deutschen Zeitungswissenschaft amerikanische PR-Arbeit nicht unbekannt war (vgl. auch Lange, 2010, S. 23).

Schließlich lässt sich bei Groth über die Aufgabenfelder der Pressearbeit von Regierungen erfahren, dass es dort – zusammengefasst – darum ging: „Zeitungen durchsehen (Lesedienst)“, Abfassung und Verbreitung von „Berichten, Mitteilungen und Erklärungen aller Art“ in publizistisch geeigneter Form, Beratung der Regierung bei Maßnahmen „zur Aufklärung und Vorbereitung der Öffentlichkeit“, Beziehungspflege zu „Vertretern der Presse“ einschließlich Hintergrundgesprächen und die Beantwortung von Anfragen (Groth, 1928, S. 309). Zu den Anforderungen an eine „geeignete Persönlichkeit für die Leitung“ des Preßbüros einer Regierung lässt sich erfahren, dass „die Streitfrage, ob der Leiter des Preßbüros aus dem Journalismus oder der Beamtenschaft genommen werden soll, [...] prinzipiell nicht entscheiden“ sei (ebd., S. 310) – derartige Fragen waren also auch seinerzeit bereits ein Thema. Einerseits müsse eine derartige Leitungspersonlichkeit über „Eigenschaften eines tüchtigen politischen Journalisten“ verfügen, vor allem über

<sup>4</sup> Was Groth hier mit der Bemerkung „Preßbüros oder ihnen nahestehender Korrespondenzen“ nur grob andeutet, nämlich ein offensichtliches Bestehen auch selbständiger PR-Beratungen oder erster kleiner Agenturen, wäre näher zu prüfen,

da sich auch in der Reklameliteratur bei Victor Mataja eine Abhandlung über den „Public Relations Counsel“ findet (Lange, 2010, S. 23).

„publizistische Erfahrung und völlige Vertrautheit mit den politischen und journalistischen Verhältnissen eines Landes, politisches Urteil, Menschenkenntnis, Klugheit und Takt, schriftstellerische Begabung, Beweglichkeit und Gewandtheit im [Geschäfts-]Verkehr, Initiative und Diskretion“

(Groth, 1928, S. 310)

Neben diesen Persönlichkeitsmerkmalen wären aber

„die wichtigsten Voraussetzungen eines erfolgreichen Wirkens jeder Pressestelle die ‚rückwärtigen Verbindungen‘, das heißt die völlige Vertrautheit mit den Absichten und Plänen, Schritten und Zielen der Regierung. Dazu müssen alle organisatorischen und psychischen Schranken zwischen Pressestelle und Regierung beseitigt sein.“

(ebd., S. 311)

Heute würde man analog von einer Stabsfunktion mit uneingeschränktem Zugang zu Führung oder Vorstand sprechen. Und noch ein weiterer, auch heute immer wieder diskutierter Punkt taucht interessanterweise bereits bei Groth auf, wenn er davon sprach, dass „der Pressechef ‚stabilisiert‘, d. h. von dem Wechsel der Regierung nicht berührt werden soll“ (S. 315). Dies verweist auf die Nähe und Vertrauensstellung, wie sie auch heute als „Doppelpass“ häufig auf Spitzenebene gepflegt wird, kritisiert aber eben auch den gerade deshalb häufig zu beobachtenden Mechanismus, dass beide dann auch gemeinsam aus Führungspositionen ausscheiden.

## Hans Brettner und die „Organisation industrieller Interessen“

Bereits vier Jahre vor Groths *Die Zeitung* erschien 1924 eine für den fünf Jahre zuvor gegründeten Reichsverband der deutschen Industrie erstellte Studie zur *Organisation der industriellen Interessen in Deutschland*<sup>5</sup>, die auf knapp drei Seiten das Thema wirtschaftliche „Interessenvertretung und Presse“ behandelte und Bausteine eines Anforderungsprofils an PR-Arbeit anriss (Brettner, 1924, S. 30-33; vgl. auch Kunczik, 1997, S. 292-294; Mattke, 2006, S. 49-53; Szyszka, 2009, S. 538-

540). Albert Oeckl schrieb über diese Studie sechs Jahrzehnte später, dass sie „ohne die Erwähnung des Begriffs Public Relations die wesentlichen Methoden und Elemente skizzierte“ (1987, S. 26).

Hans Brettners Ausführungen bezogen sich zwar im Kern auf den damaligen Spitzenverband der industriellen Unternehmerverbände in Deutschland und damit auf Wirtschafts- oder Industrieverbände, sie lassen sich aber zumindest auch auf Großunternehmen übertragen, wie das Beispiel der Person Brettners selbst zeigt: Er wurde 1925 bei Gründung der I.G.-Farben mit dem Aufbau und der Leitung der dortigen Pressestelle betraut, agierte als Pressechef, fädelt internationale PR-Kontakte ein und wurde später erster fachlicher Chef des jungen Albert Oeckl (Oeckl, 1987, S. 26). In seiner Studie finden sich bereits ausgewählte und damit seinerzeit vermutlich dringliche Anforderungen und Anliegen der PR-Arbeit, so die Forderung, Beschlüsse nicht nur als solche zu verbreiten, sondern auch zu erläutern (Brettner, 1924, S. 30-31), womit schon damals nichts anderes als die Frage nach Sinn, Deutung und Deutungshoheit thematisiert wurde, oder die Feststellung, dass im allseitigen Interesse und in enger Beziehung ein laufender „Meinungsaustausch“ zwischen Wirtschaftsleuten und Journalisten stattfinden solle und dies nicht nur bei „festlichen Anlässen“, wofür ein vertrauensvoller Umgang miteinander notwendig und wünschenswert sei (S. 33).

Im Wesentlichen setzte sich Brettner mit zwei Sachverhalten auseinander: den Anforderungen und der Rolle eines Pressechefs sowie zentralen Aspekten des strategischen wie operativen Umgangs mit journalistischen Informationsinteressen. Wie später Groth und auch häufig in der aktuellen Qualifizierungsdiskussion, forderte er eine Doppelqualifikation – hier aus Wirtschafts- und PR-Kenntnissen – und sprach sich ausdrücklich gegen die Besetzung solcher Stellen mit in Verbänden häufig auftretenden Juristen (Syndikus) aus:

„Für die Leitung der Pressepolitik sind bei den zentralen Interessenvertretungen der Industrie geeignete Persönlichkeiten zu wählen, die so-

<sup>5</sup> Die Studie ging auf Hans Brettners Dissertation *Die Organisation, Bedeutung und Entwicklung der freien wirtschaftspolitischen industriellen Interessenvertretung des Unternehmertums in Deutschland mit Berücksichtigung des Reichsverbandes der deutschen Industrie. Eine soziologische Studie* (1922, 156 S.) zurück; nachgewiesen im *Jahrbuch der Dissertationen der Philo-*

*sophischen Fakultät Berlin* (1922/23, Bd. II). Wenn neben der Studie von 1924 auch immer wieder das Jahr 1935 genannt wird (z.B. Kunczik, 1997, S. 292-294), dann bezieht sich dies auf eine zweite Auflage, was Hinweis auf eine damals fortgesetzte Diskussionswürdigkeit des Themas sein könnte.

*wohl die Bedürfnisse der Wirtschaft kennen, als aus eigener Praxis mit dem Wesen der Presse hineinreichend vertraut sind, um die Formen der Nachrichtengebung und Zeitungstechnik zu meistern. Diese beiden Erfordernisse wird der Syndikus und sonstige Verbandsbeamte selten miteinander verbinden. [...] Da aber ein tüchtiger Verbandssekretär noch lange kein Journalist zu sein braucht, ist das Niveau dieser ‚Fachpresse‘ häufig weiter nicht verwunderlich! [...] Demgegenüber scheint die neueste Entwicklung mit voller innerer Berechtigung darauf hinzudringen, für diese Aufgaben einen Sachverständigen zu wählen (Pressechef). [...] Eine industrielle I[nteressen]V[ertretung] muss die journalistischen Usancen, die sich mit der Zeit zu einem wichtigen und ‚peinlichen Ehrenkodex‘ des Redakteursstandes herausgebildet haben, kennen, um in der Wahl ihrer Mittel sich keinen Rückschlägen auszusetzen.“*  
(Brettner, 1924, S. 31-32)

Brettner stufte PR-Arbeit für einen Spitzenverband der Wirtschaft als kommunikative Interessenvertretung und damit als Führungstätigkeit ein. Ein industrieller Interessenvertreter war für Brettner „ein gegen Entlohnung beruflich tätiger wirtschaftlicher Fachmann mit gründlicher allgemeiner wirtschaftlicher Vorbildung und Spezialwissen“ (S. 26), bei Pressearbeit ein Experte auf den Gebieten Wirtschaft und Journalismus, wie sie seinerzeit von volkswirtschaftlichen oder Handels-Redakteuren verkörpert wurden. In der Rolle als Verbandsvertreter sei es

*„für die pressemäßige Industriepolitik der Verbände [...] ferner besonders wichtig, dass bei der Redaktion der großen Resolutionen, die in der Weltpresse einen bedeutenden Widerhall finden, der pressepolitische Gesichtspunkt dem reinen industriepolitischen, der nicht auf Wirkung abgestellt ist, übergeordnet wird.“*  
(S. 32)

Heute würde man vermutlich von einer ausdrücklicher nicht einseitigen, sondern gesellschafts- oder volkswirtschaftsbezogenen Darstellung sprechen, wenn Brettner weiter ausführte: Oft „fehlt dann bei der Formulierung von Beschlüssen ein pressekundiger Berater, der ‚unter Beachtung von Imponderabilien‘ auch politische Auswirkungen in der öffentlichen Bekanntgabe des Interessenstandpunktes mit in Betracht“ zieht (S. 33). Dies lieferte ihm die Vorlage, um für einen Pressechef die Notwendigkeit einer Führungsrolle herauszustellen:

*„Hier muss die Arbeit des Pressechefs einsetzen, der freilich diesen Namen nicht nur als einen leeren Titel führen darf. Vielmehr muss er in der betreffenden Interessenvertretung über das Maß von Autorität verfügen, das für eine sachkundige und erfolgreiche pressemäßige Betätigung Voraussetzung ist (Mitglied des Vorstandes!). Eins steht freilich fest: Das Presseverständnis der Industrie lässt auch heute zu wünschen übrig. Hierin haben die Angelsachsen noch immer einen von Deutschland scheinbar unerreichbaren Vorsprung. Auf alle Fälle ist die sozialpolitische Propaganda der Industrie moderner wie ihre rein wirtschaftspolitische.“*  
(S. 33)

Eine Schlüsselstelle in Brettners Ausführungen ist die Bemerkung, dass ein Pressechef als „pressekundiger Berater“ bei der Abfassung von Beschlüssen mitwirken solle. Auch dies findet sich bis heute in der Diskussion um PR-Rollenbilder wieder. Dass ein Pressechef über operative Expertise im Umgang mit Pressearbeit verfügen sollte, damit in Pressemitteilungen Interessen und Sachverhalte zweckdienlich dargestellt werden konnten, machte Brettner an der Betonung des hier journalistischen Basismoments deutlich, was ebenfalls bis heute ein Baustein der PR-Rollendiskussion ist. Daneben sah Brettner im Pressechef einen Berater der Geschäftsführung in Fragen presse- und öffentlichkeitswirksamer Folgen verbandspolitischer Haltungen und Entscheidungen und des Umgangs hiermit und skizzierte diesen damit bereits damals modern und weitsichtig als einen Anwalt der kommunikativen Konsequenzen von – hier verbandspolitischen – Entscheidungen in öffentlicher Kommunikation (vgl. Szyszka, 2004, S. 164), was durch seine vorsichtig in Klammern gesetzte und mit Ausrufungszeichen versehene Bemerkung „Mitglied im Vorstand!“ unterstrichen wurde (Brettner, 1924, S. 33).

## Zurück in die Zukunft

Auch wenn wir heute nur über eine begrenzte Quellenlage verfügen und aufgrund der skizzierten Zugangsproblematik vermutlich eine ganze Reihe von „Schätzen“ noch darauf warten, fachgerecht gehoben zu werden, lassen jüngere Untersuchungen eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten zumindest zwischen der Pressearbeit im ersten und im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts deutlich werden. Oeckls Bemerkung, dass „ohne die Erwähnung des Begriffs Public Relations die wesentlichen Methoden und Elemente skizzierte“ (1987, S. 26) bereits bekannt waren und umge-

setzt oder zumindest problematisiert wurden, lässt sich schon auf Basis dieser wenigen Quellen zeigen. Damit entsteht ein Bild von Profil, Professionalisierung und Profilierung vor allem von Wirtschafts-PR in den Jahren der Weimarer Republik, bei dem nur noch Belege für eine ausgeprägte Ko-Orientierung und den Austausch dieser frühen PR-Leute untereinander fehlen, um über eine Unterstellung auf Basis vorliegender Indizien hinaus vom Vorhandensein mehr oder weniger ausgeprägter PR-Berufsfeldstrukturen sprechen zu können. Da historische Studien in der PR-Forschung keine besondere Popularität genießen und eine nach 1996 zweite Fachtagung gerade erst für 2016 avisiert wurde, dürfen hier für die kommenden Jahre eine Reihe weiterer Lückenschlüsse erwartet werden. Fachgeschichte benötigt offenbar selbst ihre Zeit.

Die vorstehende Untersuchung hat dabei gezeigt, dass grundlegende Rahmenbedingungen und davon abgeleitete Grundgedanken in vielen Fällen gar nicht so viel anders waren als wir dies heute, in der vermeintlichen Nach-Print-Ära, im Zeitalter von Elektronisierung und Digitalisierung vermuten. Der gerne geäußerte Gedanke, das „Damals“

als gänzlich andere Zeiten zu betrachten, entpuppt sich schnell als wenig belastbares Stereotyp, denn vor allem die Menschen selbst haben sich offenbar nicht in dem Maße verändert, wie dies gerne flüchtig unterstellt wird. Ein letzter Rückgriff auf Otto Groth und die von ihm skizzierten Ansprüche an Vertreter gemeinnütziger Interessen zeigt, dass Menschen und Motive offenbar die gleichen geblieben sind und nur der Sachverhalt heute sprachlich etwas anders formuliert wird:

*„Es ist verständlich, dass jede der gemeinnützigen Bestrebungen gerade sich selbst als die wichtigste betrachtet und daher für sich die dringendste Berücksichtigung von der Presse verlangt. Aber dieser Eifer und diese Begeisterung können auch in Übereifer und Fanatismus ausarten, und in der daraus erwachsenden Unduldsamkeit kommt es vor, dass auch gemeinnützige Bestrebungen sich unzulässiger, gemeinschädlicher Mittel bedienen, um Druck auf die Presse auszuüben. Die Beschimpfung, die Verleumdung und der Boykott sind leider auch in den Beziehungen zwischen ihnen und der Tagespresse nicht unbekannt.“*

(Groth, 1928, S. 544)

## Bibliographie:

- Behrmann, H. (1925). Werbung, Propaganda, Reklame. Ein Versuch zur Klärung. In: *Die Reklame*, 18 (24), S. 1407-1410.
- Bernays, E.L. (1952). *Public Relations*. University of Oklahoma.
- Bieler, D. (2010). *Public Relations und Massenkommunikation*. Einrichtung von Pressestellen um die Wende des 20. Jahrhunderts. Baden-Baden.
- Binder, E. (1983). *Die Entstehung unternehmerischer Public Relations in der Bundesrepublik Deutschland*. Münster.
- Böse, G. (1931). *Wirtschaft und Presse*. Ein historisch-soziologischer Versuch über die Wechselwirkungen zwischen der Wirtschaft und der Presse. Diss. Heidelberg.
- Brettner, H. (1924). *Die Organisation der industriellen Interessen in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des Reichsverbandes der deutschen Industrie*. Berlin.
- Dovifat, E. (1926). Das amerikanische Nachrichtenwesen II. In: *Deutsche Presse*, 16 (26), S. 1-4.
- Fischer, Bruno (1929): *Werbung und Organisation*. Ihre Bedeutung für den Fabrikbetrieb. Diss. Leipzig.
- Fröhlich, R. (1997). Auf der Suche nach dem ‚Urknall‘. Missverständnisse und Defizite in der PR-Geschichtsschreibung. In: Szyszka, P. (Hg.), *Auf der Suche nach Identität*. PR-Geschichte als Theoriebaustein. Berlin, S. 69-78.
- Goros, Antonios (1998): *Entwicklung von Public Relations in Deutschland während der Kaiserzeit und der Weimarer Republik (1871-1933)*. Diss. Münster.
- Groth, O. (1928). *Die Zeitung*. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik). Bd. 2. Mannheim u.a.
- Groth, O. (1948). *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft*. München.
- Grunig, J. E. & Hunt, T. (1984). *Managing Public Relations*. New York u.a.
- Herzog, S. (1911). *Industrielle und kaufmännische Propaganda*. Karlsruhe.
- Hundhausen, C. (1951). *Werbung um öffentliches Vertrauen (Public Relations)*. Essen.
- Hundhausen, C. (1975). *Propaganda*. Grundlagen – Prinzipien. Materialien – Quellen. Essen.
- Jöhlinger, O. (1919). *Zeitungswesen und Hochschulstudium*. Einführung zu den Vorlesungen über „Das Zeitungswesen in Deutschland und im Ausland“. Jena.

- Kropeit, R. (1926). *Werbearbeit*. Werbe- und Vertriebslehre für Kaufleute. Rhens am Rhein.
- Kunczik, M. (1997). *Geschichte der Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland*. Köln u.a.
- Lange, M. (2010). *Zwischen Demokratie und Diktatur*. Unternehmerische Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland 1929-1936. Frankfurt/Main.
- Mataja, V. (1926). *Die Reklame*. Eine Untersuchung über Anzeigenwesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben. 4. Aufl. München.
- Mattke, C. (2006). *Albert Oeckl*. Sein Leben und Wirken für die deutsche Öffentlichkeitsarbeit. Wiesbaden.
- Oeckl, A. (1964). *Handbuch der Public Relations*. Theorie und Praxis der Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland und der Welt. München.
- Oeckl, A. (1987). Anfänge der Öffentlichkeitsarbeit. In: *PR-Magazin*, 18 (2), S. 23-30.
- Preiser, W. (1930). Pressestellen-Inflation. In: *Zeitungs-Verlag*, 31 (11), S. 461-466.
- Raupp, J. (2005). Determinationsthese. In: Bentele, G., Fröhlich, R. & Szyszka, P. (Hg.), *Handbuch der Public Relations*. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln. Wiesbaden, S. 192-208.
- Röttger, U., Preusse, J. & Schmitt, J. (2011). *Grundlagen der Public Relations*. Eine kommunikationswissenschaftliche Einführung. Wiesbaden.
- Ronneberger, F. & Rühl, M. (1992). *Theorie der Public Relations*. Ein Entwurf. Opladen.
- Saxer, U. (1992). Public Relations als Innovation. In: Avenarius, H. & Armbrrecht, W. (Hg.), *Ist Public Relations eine Wissenschaft? Eine Einführung*, Opladen, (S. 47-76).
- Schmahl (1928). Die Organisation der städtischen Nachrichten- und Presseämter. In: *Der Städtetag*, 22 (6, Sonderheft Kommunalpolitik und Presse), S. 27-36.
- Schmidt, P. (1928). Werbung (Reklame). Berufe in ihr. In: Nicklisch, H. (Hg.), *Handwörterbuch der Betriebswirtschaft*. Bd. 5: Statistik bis Zwischenhandel. Stuttgart, S. 961-985.
- Schöne, W. (1928). *Die Zeitung und ihre Wissenschaft*. Leipzig.
- Schönhagen, P. (2008). Ko-Evolution von Public Relations und Journalismus. Ein erster Beitrag zu ihrer systematischen Aufarbeitung. In: *Publizistik*, 53 (1), S. 9-24.
- Szyszka, P. (1997a): Marginalie oder Theoriebaustein? Zum Erkenntniswert historischer PR-Forschung. In: Szyszka, P. (Hg.), *Auf der Suche nach Identität*. PR-Geschichte als Theoriebaustein. Berlin, S. 111-136.
- Szyszka, P. (1997b). Carl Hundhausen – ein Ahne im Abseits? In: Szyszka, P. (Hg.), *Auf der Suche nach Identität*. PR-Geschichte als Theoriebaustein. Berlin, S. 233-241.
- Szyszka, P. (2004). PR-Arbeit als Organisationsfunktion. Konturen eines organisationalen Theorieentwurfs zu Public Relations und Kommunikationsmanagement. In: Röttger, U. (Hg.), *Theorien der Public Relations*. Grundlagen und Perspektiven der PR-Forschung. Wiesbaden, S. 149-164
- Szyszka, P. (2009). Zwischen Propaganda und Kommunikationswettbewerb. PR-Arbeit als Teil der Kommunikations- und Mediengeschichte. In: Averbek-Lietz, S., Klein, P. & Meyen, M. (Hg.), *Historische und systematische Kommunikationswissenschaft*. Festschrift für Arnulf Kutsch. Bremen, S. 527-555.
- Szyszka, P. (2011a). Vom Wiener Kongress bis zur Weimarer Republik. Die Frühgeschichte deutscher PR-Arbeit aus theoriegestützter Perspektive. In: *medien & zeit*, 26 (1), S. 16-29.
- Szyszka, P. (2011b). Deutsche PR-Nachkriegsgeschichte als Berufsfeldgeschichte. Ein revidiertes Phasenmodell. In: *medien & zeit*, 26 (1), S. 39-53.
- Szyszka, P. (2013). Der deutsche PR-Theorie-Diskurs. Versuch einer Rekonstruktion. In: Hoffmann, O. & Huck-Sandhu, S. (Hg.), *20 Unvergessene PR-Forschungsdiskurse*. Wiesbaden, S. 237-282.
- Verhandlungen (1931). *Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages 1930 in Berlin*. Tübingen.
- Wiese, L. v. (1924/1928): *System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre)*. Berlin.
- Wuttke, H. (1866/1875): *Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung*. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. 2. Aufl. Leipzig.

### Peter SZYSZKA

Professor für Organisationskommunikation und Public Relations an der Hochschule Hannover und Leiter der *Forschungsgruppe Beziehungskapital*; zuvor Professor an der Universität Wien (A), der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (Winterthur, CH) und der Hochschule Osnabrück/Lingen. Forschungsschwerpunkte und Publikationen zu Grundlagen, Geschichte und Wirkungsfragen von Organisationskommunikation, Public Relations und Stakeholder-Management/Beziehungskapital. Mitherausgeber des *Handbuchs der Public Relations* (3. Auflage, 2015).

# Inlands- und Auslandskorrespondenten in der Weimarer Republik

Jürgen Wilke  
Universität Mainz

## Abstract

Der Korrespondent ist der „Urtyp“ des Journalisten. Nach einem kurzen Rückblick auf seine Frühgeschichte wird das Berufsfeld der Inlands- und Auslandskorrespondenten in Deutschland in der Weimarer Republik untersucht. Die Möglichkeit dazu bietet das *Jahrbuch der Tagespresse* 1930. Damit ist eine quantitative Bestandsaufnahme möglich. Wie groß war die Anzahl der Inlands- und der Auslandskorrespondenten? Wo waren sie im Inland angesiedelt und in welchen anderen Ländern? Welche Zeitungen verfügten über eigene Korrespondenten und an welchen Orten? Inwieweit handelte es sich um exklusive Korrespondenten und inwieweit versorgten sie verschiedene Zeitungen mit Berichten? Da in dem Jahrbuch auch die in Deutschland tätigen Korrespondenten anderer Länder aufgeführt werden, lässt sich auch deren Korps näher beschreiben. Welche ausländischen Zeitungen waren hierzulande vertreten? Anhand der Korrespondenten lässt sich zudem prüfen, ob der Nachrichtenfluss zwischen Deutschland und den andern Ländern ausgewogen oder wo er möglicherweise einseitig war. Als demographische Merkmale lassen sich Geschlechterverteilung und der Bildungsgrad näher bestimmen. Zusätzlich als Quelle werden einige autobiographische Zeugnisse herangezogen.

## Der Korrespondent als „Urtyp“ des Journalisten

Will man – Vorläufer wie z.B. die mittelalterlichen Spielmänner beiseite lassend – den „Urtyp“ des Journalisten bestimmen, so muss man an den Korrespondenten denken. Nicht der Redakteur, der Nachrichten beschafft, sie bearbeitet und zum Druck befördert, steht am Anfang der Geschichte dieses Berufs, sondern derjenige, der „vor Ort“ Informationen sammelt und Nachrichten oder Berichte verfasst, die er an den Drucker oder die Redaktion einer Zeitung weitergibt. Nach Wilhelm Feldmann handelt es sich um „eine[n] der ältesten Journalistenausdrücke, wohl aus der Kaufmannssprache stammend“ (1911/12, S. 290). Der Begriff geht auf lateinische Wurzeln zurück („respondere“ für „antworten“, „versichern“ etc.) und wurde im 17. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt („correspondre“) (Kluge, 1989, S. 406). Den Verfassern der frühen zeitungskundlichen Schriften in Deutschland war er bereits bekannt (Hartnack, 1688, S. 82, 83, 90). In einem Zeitungstitel eingeführt wurde der Ausdruck hierzulande 1712 durch den zunächst

*Hollsteinischen* und seit 1732 *Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten*, der berühmtesten deutschen Zeitung des 18. Jahrhunderts (Tolke-mitt, 1995; Böning, 2012). 1852 nahm sie den verkürzten Titel *Hamburgischer Correspondent* an (bis zur Einstellung 1934).

Schon die geschriebenen Zeitungen hatten von der Zuarbeit von Korrespondenten gelebt, die an bestimmten Orten, vorzugsweise solchen von zeitgenössischer Bedeutung, als Nachrichtenzentren ansässig waren, entsprechend leicht Zugang zu Informationen besaßen und diese dann in schriftlicher Form an Adressaten verschiedener Couleur mit- und verteilten. Drei Gruppen solcher Korrespondenten kamen dafür in Frage: Residenten und Diplomaten, Handelsvertreter und Gelehrte (Wilke, 2010). Aus deren Briefen schöpften auch die seit 1605 erscheinenden gedruckten periodischen Zeitungen, durch deren rasche Expansion die Nachfrage nach Nachrichten anstieg. Trotz ihrer enormen Bedeutung sind die Korrespondenten aber größtenteils namentlich unbekannt geblieben, wir wissen kaum etwas über sie. Überwiegend dürfte es sich um eine ne-

benberufliche Tätigkeit gehandelt haben, doch Einzelne machten daraus mitunter schon einen Hauptberuf (Schmolke, 1962). Jedenfalls haben sie die Berichterstattung der Zeitungen so stark geprägt, dass Dieter Paul Baumert in seiner Berufsgeschichte des deutschen Journalismus (nach der vorausgegangenen „präjournalistischen Periode“) typisierend von der „Periode des korrespondierenden Journalismus“ (2013, S. 86-94) gesprochen hat:

*„Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Periode des korrespondierenden Journalismus charakterisiert wird durch den rein relatorischen Charakter der Avisenzeitungen und weiterhin dadurch, dass eine innerhalb der Zeitung selbst nachwirkende journalistische Tätigkeit kaum vorhanden ist, sondern die inhaltliche Gestaltung ausschließlich von den Trägern der Korrespondenzfunktion – meist gelegentliche oder nebenberufliche Korrespondenten – bestimmt ist.“* (S. 94)

Im 18. Jahrhundert begannen sich diese Umstände allerdings zu ändern und sie taten dies zunehmend im darauf folgenden Jahrhundert. Dazu gehörte vor allem, dass sich eine eigene redaktionelle Funktion als notwendig erwies, die verschiedene journalistische Tätigkeiten einschließen konnte, wie die Nachrichtenauswahl, das Redigieren und die Bearbeitung. Zur Nachrichtenbeschaffung wurden auch andere, selbst ausländische Zeitungen herangezogen, woraus manches einfach nachgedruckt wurde. Doch benötigte man nach Möglichkeit darüber hinaus eigene Korrespondenten, um Erwartungen der Leser nach authentischer, wenn nicht exklusiver Unterrichtung zu erfüllen. Namentlich allerdings traten die Korrespondenten auch weiterhin kaum in Erscheinung, woran auch die im deutschen Journalismus bis ins 20. Jahrhundert geübte Anonymität ihren Anteil hatte. Nur gelegentlich sind uns also solche Korrespondenten bekannt, vor allem anlässlich außergewöhnlicher Ereignisse wie beispielsweise der Französischen Revolution. So wurde Konrad Engelbert Oelsner 1792 durch einen festen Vertrag dazu bestellt, aus Paris für Joseph von Archenholtz' Zeitschrift *Minerva* zu berichten. Mit ihm lässt Thomas Birkner „das moderne Korrespondentenwesen“ (2012, S. 112) überhaupt beginnen.

Es war die 1798 von Johann Friedrich Cotta (noch als *Neueste Weltkunde*) gegründete *Allgemeine Zeitung*, die später mit dem Ortsnamen Augsburg etikettiert wurde, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Organ mit erstarriger journalistischer Qualität aufstieg. Obwohl für die *Allgemeine Zeitung* regelmäßig Dutzende von Zeitungen ausgewertet wurden, baute Cotta parallel für sein Blatt zielstrebig ein Netz von Mitarbeitern in aller Welt auf. Waren es 1799 lediglich 14, so zwischen 1817 und 1819 schon ca. 150 (Breil, 1996, S. 35, vgl. auch die Liste bei von Rintelen, 1994, S. 381-296). Zu ihnen gehörten Karl August Böttiger, Paulus Usteri, Karl August Varnhagen von Ense, Friedrich von Cölln, Friedrich Gentz, Joseph von Pilat und als berühmtester Heinrich Heine, der aus Paris schrieb (Müchler, 1998, S. 105-119). Als Ergebnis einer akribischen bibliographischen Erschließung können inzwischen viele weitere Namen genannt werden. Allerdings kann man nicht alle diese Personen als Korrespondenten einstufen, wenn man dafür eine einigermaßen fortlaufende und kontinuierliche Lieferung von Artikeln voraussetzt. In den eher sporadischen Fällen ist es passender von Mitarbeitern zu sprechen, wenn nicht bloß nur von „Mitteilern“ (Fischer)<sup>1</sup>.

## Forschung und Quellen

Es ist wahrscheinlich den geschilderten Umständen und insbesondere dem bis ins 20. Jahrhundert hinein im Journalismus weitverbreiteten Prinzip der Anonymität geschuldet, dass die Korrespondenten in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft lange Zeit kein eigener Forschungsgegenstand waren. Ernsthaft systematische Ansätze dazu gibt es, von einzelnen älteren Vorläufern – auch in anderen Ländern – abgesehen (Kruglak, 1955; Hohenberg, 1964), erst seit wenigen Jahren (Dell'Orto, 2002, 2013; Wu & Hamilton, 2004; Hess, 2005; Junghanns & Hanitzsch, 2006; Hahn, Lönnendonker & Schröder, 2008). Verständlicherweise liegt das Interesse dabei primär auf der Gegenwart, zumal Journalisten dieser Art längst auch in Radio und Fernsehen ihren Platz gefunden haben. Vorrangig von Interesse ist ohnehin primär ein bestimmter Typ, nämlich der Auslandskorrespondent, der aus einem anderen Land berichtet als dem, in dem sein Medium beheimatet ist. Ihm werden be-

<sup>1</sup> Von Bernhard Fischer, dem langjährigen Leiter des Cotta-Archivs im Schiller Nationalmuseum Marbach (Neckar), ist

ein mehrbändiges Register der Mitarbeiter/Mitteilern der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1798-1871 angekündigt.

stimmte Funktionen für die Wahrnehmung der Welt und die Konstruktion der internationalen Beziehungen zugeschrieben.

Der bisherige Mangel an retrospektiver historischer Forschung hat methodische Gründe und resultiert insbesondere aus der Quellenlage. Während man heutzutage Befragungen von und Interviews mit Korrespondenten durchführen kann, ist dies für die Vergangenheit nicht mehr möglich. Auch gibt es für frühere Phasen der deutschen Pressegeschichte keine einschlägigen systematischen Verzeichnisse – mit einer Ausnahme allerdings, die dem vorliegenden Aufsatz zugrunde liegt und die sich auf die Weimarer Republik bezieht. Eine Quelle, die diesbezüglich bislang übersehen worden ist, ist das *Jahrbuch der Tagespresse*, dessen erster Jahrgang 1928 erschien. Dieses Jahrbuch wurde vom *Carl Duncker Verlag* (Berlin) herausgegeben, um „der am Zeitungswesen vielfach interessierten Öffentlichkeit einen zuverlässigen Führer durch die Tagespresse der deutschen Sprachgebiete zu schaffen“ (1928, o.S.). Der erste Band bestand vor allem aus einem alphabetischen Verzeichnis der Städte, in denen Zeitungen erschienen, getrennt für das Deutsche Reich, die „Abgetrennten Länder deutschen Sprachgebietes“ und das deutschsprachige Ausland. Der zweite Jahrgang enthielt außer diesem (aktualisierten) Verzeichnis der Tagespresse auch eine Liste der „Vertreter der großen Tagespresse in Städten des In- und Auslandes“ (1929, S. 357-363). Erstreckte sich dieses Verzeichnis zunächst nur auf 17 Seiten, so verdoppelte es sich im dritten Jahrgang (1930, S. 373-404), in dem auch die Vertreter ausländischer Zeitungen in Deutschland sowie ein Beitrag von Hans Traub über die zeitungswissenschaftliche Berufsbildung enthalten waren. Weitere Ausgaben des *Jahrbuchs der Tagespresse* sind dann leider nicht mehr erschienen.

Wir haben hier indessen eine Quelle vor uns, die es erlaubt, einen gewissen Aufschluss zu gewinnen über den Umfang des Berufsfeldes der Korrespondenten in der Weimarer Republik. Dabei verkörperten diese nur einen Weg der damaligen journalistischen Nachrichtenversorgung (Schwedler, 1926). Zwei andere hatten sich seit dem 19. Jahrhundert herausgebildet: Zum einen die Nachrichtenagenturen, von denen in der Weimarer Republik zwei große bestanden, das *Wolff'sche Telegraphische Bureau* (WTB) und die *Telegraphen Union* (TU). Als weiteres Hilfsgewerbe der Presse waren die sogenannten „Korrespondenzen“ ent-

standen, Dienste, die den Zeitungen spezielles Material für verschiedene Ressorts lieferten, beispielsweise Parlaments-, Gerichts- oder Feuilletonkorrespondenzen (Voigt, 2002; Kutsch, Sterling & Fröhlich, 2011). Im Namen dieser Dienste lebte der Begriff, der für uns hier im Mittelpunkt steht, wieder auf oder fort. Die dritte Ausgabe des *Jahrbuchs der Tagespresse* listete übrigens auch die Korrespondenzverleger auf (1930, S. 365-375).

Im *Jahrbuch der Tagespresse* von 1930 sind die Namen der Korrespondenten, der jeweiligen Zeitungen, für die sie arbeiteten, sowie die Orte, wo sie ansässig waren, verzeichnet. Das ist zwar vermutlich keine vollständige Basis. Gleichwohl lassen sich auf dieser Grundlage eine Reihe quantitativer Aussagen treffen, zunächst zum Umfang des entsprechenden Berufsfeldes, und zwar getrennt nach Inland und Ausland. So können nicht nur Feststellungen getroffen werden über deutsche Auslandskorrespondenten, sondern auch über ausländische Korrespondenten in Deutschland im Jahr 1930. Nicht sicher ist, ob die Verzeichnisse komplett oder erschöpfend sind. Das dürfte zumindest für die Berliner Korrespondenten der Auslandspresse insoweit zutreffen, weil sie im *Verband der Ausländischen Presse* organisiert waren. Was die deutschen Inlands- und Auslandskorrespondenten angeht, so wird Vollständigkeit nicht unbedingt gegeben gewesen sein, belief sich die Zahl der Zeitungen am Ende der Weimarer Republik doch auf ca. 3.800. Bei einem Großteil der Titel handelte es sich aber um kleine Lokal- und Regionalblätter, die kaum über Mittel für eigene Korrespondenten verfügten. So besteht Grund zur Annahme, dass das *Jahrbuch der Tagespresse* 1930 zumindest den harten Kern der hauptberuflichen Korrespondenten der bürgerlichen Tagespresse nachweist. Die Angaben dürften auf Eigenangaben der Zeitungsverlage beruhen. Nationalsozialistische und kommunistische Zeitungen sind allerdings nicht verzeichnet, sei es weil sie keine oder ihre ganz eigenen Korrespondenten und Dienste besaßen.

## Arten von Korrespondenten

### Inlandskorrespondenten

Üblicherweise wird zwischen zwei Arten von Korrespondenten unterschieden. Inlandskorrespondenten berichten von Orten innerhalb eines Landes, und zwar von anderen als dem Erscheinungsort der jeweiligen Zeitung selbst. Auslandskorrespondenten hingegen berichten von Orten

in anderen mehr oder weniger weit entfernten Ländern. Lange Zeit waren es vor allem Letztere, die die deutsche Presse mit Nachrichten und Berichten versorgten, was mit der Dominanz der Auslandsberichterstattung zusammenhing (Wilke, 1984, 1986). Allerdings ist historisch nicht immer so leicht zu entscheiden, was Inland und Ausland war. War beides voneinander getrennt durch die Grenzen des Deutschen Reiches und später des Deutschen Bundes, oder allein schon durch die jeweiligen engeren Territorialgrenzen? Jedenfalls musste die Gründung des Kaiserreichs als deutscher Nationalstaat 1871 für die Rolle der Korrespondenten erhebliche Folgen haben. Jetzt fielen die vorher noch bestehenden zwischenstaatlichen Grenzen weg, trotz verbleibender föderaler Elemente kam es zu einer gewissen Zentralisierung und aus der preußischen wurde die Reichshauptstadt.

Die Vorrangstellung Berlins wird durch die Zahl der Korrespondenten in der Weimarer Republik eindrucksvoll bestätigt. Laut dem *Jahrbuch der Tagespresse* waren dort 1930 89 Korrespondenten für 127 Zeitungen tätig (siehe Tabelle 1).

Dass die Zahl der vertretenen Zeitungen höher lag als die Zahl der Korrespondenten, hatte mit einer Eigenheit des Korrespondenzwesens zu tun, nämlich dass ein- und derselbe Korrespondent für mehrere Zeitungen zuständig sein konnte. In diesem Fall spricht das Jahrbuch von „Sammelvertretungen“. Davon gab es 20, die insgesamt 87 Zeitungen im Reich belieferten, während 63 Korrespondenten exklusiv für 40 Zeitungen ar-

beiteten.<sup>2</sup> Da Korrespondentenplätze Geld kosteten, konnten und wollten sich viele Zeitungen dergleichen nicht leisten, sondern teilten sich die Kosten für einen oder zwei Korrespondenten mit anderen Blättern, in der Regel natürlich solchen, mit denen sie nicht in unmittelbarem Wettbewerb standen.

Unter den Einzelvertretungen gab es Zeitungen, die lediglich durch einen Korrespondenten in Berlin vertreten waren (z.B. die *Dresdner Nachrichten*), manche auch durch zwei (*Weser-Zeitung* Bremen). Einige große Blätter besaßen aber auch mehr, so die *Kölnische Zeitung* sogar zehn, die *Leipziger Neuesten Nachrichten* sieben, das *Hamburger Fremdenblatt* fünf und die *Münchener Neuesten Nachrichten* vier. Der *Girardet-Verlag*, der für seine *General-Anzeiger* bekannt ist, besaß fünf Korrespondenten für fünf Zeitungen.

Die Sammelvertretungen waren per se für mehrere Zeitungen zuständig. Lediglich für zwei oder drei Zeitungen – das war 1930 die Ausnahme, in der Regel waren es mehr, bis zu zehn oder sogar zwölf. Als Beispiel seien hier die Korrespondenten Dr. Richard Bahr und Konstantin Schmelzer genannt, die folgende Blätter in Berlin vertraten: *Braunschweigische Landeszeitung*, *Breslauer Zeitung*, *Danziger Zeitung*, *Dresdner Neueste Nachrichten*, *Hallische Nachrichten*, *Hamburger Anzeiger*, *Kölnischer Neueste Nachrichten*, *Neue Mannheimer Zeitung*, *Mainzer Anzeiger*, *Stuttgarter Neues Tagblatt* und *Saarbrücker Zeitung*. Für acht westdeutsche Zentrumsverleger war Dr. Ernst Häfner zuständig. Ein bekanntes Korrespondentenbüro betrieb

	ZAHL DER KORRESPONDENTEN	ZAHL DER VERTRETENEN ZEITUNGEN
Berlin		
• Einzelvertretungen	69	40
• Sammelvertretungen	20	87
Dresden	10	15+
Frankfurt am Main	20	25+
Hamburg	8	10+
Köln	21	37+
Leipzig	4	4
München	39	96+
Saarbrücken	6	6

Quelle: Jahrbuch der Tagespresse. 3. Jg. Berlin 1930.

TAB. 1: Deutsche Inlandskorrespondenten 1930

<sup>2</sup> Sechs der unter 69 Einzelvertretungen genannten Korrespondenten waren tatsächlich für zwei Zeitungen tätig.

ferner der Journalist Dr. Kurt Metger, dem zehn Zeitungen angeschlossen waren.<sup>3</sup>

Außerhalb von Berlin war nach Auskunft des Jahrbuchs die deutsche Tagespresse in der Weimarer Republik nur in wenigen Städten mit festen Korrespondenten vertreten. Insgesamt sind 1930 darin 108 Namen verzeichnet. Für wie viele Zeitungen sie arbeiteten, ist nicht genau festzustellen. Zwar werden viele Titel angegeben, insgesamt kommt man auf knapp 200, wenn man die entsprechenden Werte in Tabelle 1 summiert. Aber es müssen mehr gewesen sein (was mit dem +-Zeichen angedeutet wird), weil mitunter Titel nur kollektiv zugeordnet sind („Ullsteinblätter“, „Zeitungen des Scherl-Verlages“).

Die verzeichneten Inlandskorrespondenten waren auf wenige, eben die politisch, wirtschaftlich und kulturell wichtigsten Städte in Deutschland konzentriert. An der Spitze stand München, wo 39 Korrespondenten für insgesamt mehr als 96 Zeitungen arbeiteten. Darunter befanden sich so gut wie alle wichtigen deutschen Blätter wie das *Berliner Tageblatt*, die *Vossische Zeitung* und die *Germania* (ebenfalls Berlin), die *Frankfurter Zeitung*, die *Hamburger Nachrichten* und die *Kölnische Zeitung*, aber auch eine ganze Reihe von kleineren Lokalblättern. Einige Korrespondenten in München waren zugleich für Organe oder Pressedienste in anderen Ländern zuständig, so in Frankreich, Österreich, Polen, der Schweiz und den Vereinigten Staaten.

20 Korrespondenten verzeichnet das Jahrbuch 1930 in Frankfurt am Main, 21 in Köln mit je mehr als 25 bzw. mehr als 37 Zeitungen, darunter ebenfalls große, aber auch einzelne spezielle Titel oder Kunden. Deutlich geringer war die Repräsentanz in Dresden mit zehn, in Hamburg mit acht, in Saarbrücken mit sechs und in Leipzig mit vier Korrespondenten. Eigene Korrespondenten in all diesen Städten leistete sich das *Berliner Tageblatt*, in Dresden und Leipzig aber beispielsweise auch das *Wiesbadener Tageblatt*.

### Deutsche Auslandskorrespondenten

Seit ihren Anfängen berichteten deutsche Zeitungen in erheblichem Umfang aus dem Ausland

(wenn man damit Ereignisse jenseits der Grenzen des Deutschen Reiches meint). Das begann sich erst im 19. Jahrhundert zu ändern, wofür mehrere Gründe ausschlaggebend waren (Wilke, 1984, 1986). Einer war selbstverständlich die Entstehung eines einheitlichen Nationalstaats. Doch auch in diesem blieb das Interesse an der internationalen Außenwelt groß, aus politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gründen. In dieser Tradition steht auch noch, dass die deutsche Tagespresse in der Weimarer Republik über zahlreiche Korrespondenten in anderen Teilen der Welt verfügte. Einen Eindruck davon verschafft das *Jahrbuch der Tagespresse 1930* mit seinem entsprechenden Verzeichnis, unter Angabe der Orte, an denen sie stationiert waren (siehe Tabelle 2).

	ZAHL DER KORRESPONDENTEN
Amsterdam	6
Basel	1
Belgrad	6
Brüssel	9
Budapest	18
Buenos Aires	2
Bukarest	9
Danzig	13
Genf	13
Den Haag	7
Jerusalem	4
Kapstadt	2
Konstantinopel	3
Kopenhagen	6
Kowno (Litauen)	4
London	19
Madrid	7
Mailand	2
Moskau	5
New York	8
Oslo	2
Paris	23

<sup>3</sup> Laut des im Nachlass von Fritz Säger erhaltenen Mitgliederverzeichnisses des *Verbands der Auswärtigen Presse* in Berlin von 1938/39 waren von den darin aufgeführten 123 Korrespondenten nur 26 bereits 1930 Mitglieder gewesen. Das heißt, nach knapp zehn Jahren waren vier Fünftel der Korrespondenten aus dem Verband ausgeschieden und nicht

mehr als solche in Berlin tätig. Das wirft ein Licht auf die „Verweildauer“ der Berliner Korrespondenten, wobei sich hier die „Machtergreifung“ der NSDAP und deren Folgen für die Presse in Deutschland ausgewirkt hatten (Verzeichnis der Auswärtigen Presse 1938/39, Nachlass Fritz Säger bei der *Friedrich Ebert-Stiftung*, Bonn, Mappe 325).

	ZAHL DER KORRESPONDENTEN
Prag	15
Riga (Lettland)	9
Rom	17
Shanghai	12
Stockholm	5
Tokio	3
Warschau	8
Washington	3
Wien	36
Zürich	5

Quelle: Jahrbuch der Tagespresse. 3. Jg. Berlin 1930.

TAB. 2: Deutsche Auslandskorrespondenten 1930

Insgesamt nennt das Jahrbuch 1930 fast 300 Auslandskorrespondenten an 32 Orten. Diese verteilen sich auf 25 Länder der Welt. In den meisten Ländern ist nur ein Korrespondentenplatz verzeichnet, lediglich in der Schweiz sind es drei (Basel, Zürich, Genf mit 19 Korrespondenten), in Holland zwei (Amsterdam, Den Haag mit 13 Korrespondenten), in Italien zwei (Mailand, Rom mit 24 Korrespondenten) und zwei in den USA (New York, Washington mit elf Korrespondenten). Die deutschen Zeitungen mit den meisten Auslandskorrespondenten waren das *Berliner Tageblatt*, die *Frankfurter Zeitung* und die *Kölnische Zeitung* mit jeweils 20, gefolgt vom *Hamburger Fremdenblatt* mit 15 und der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* mit 13.

Aufschlussreich ist die internationale Verteilung der deutschen Auslandskorrespondenten. Die meisten von ihnen waren in Europa ansässig, nur wenige in Südamerika (zwei in Buenos Aires), selbst in den USA gab es sie nur an zwei Orten (acht in New York und drei in Washington). Auf dem afrikanischen Kontinent war lediglich Kapstadt besetzt, in Asien nur Tokio (Japan) und Shanghai (China). Die weitaus meisten deutschen Auslandskorrespondenten arbeiteten offenbar in der österreichischen Hauptstadt Wien, und zwar 36 für 67 verschiedenen Zeitungen, wozu das WTB und die TU sowie der Dienst nationaler Tageszeitungen (Dienstag) hinzukamen. Mehrere Zeitungen bedienten sich dort zudem

zweier Korrespondenten, so das *Berliner Tageblatt* mit Moritz Fuchs und dem Schriftsteller Heinrich Eduard Jacob. Gleiches gilt u.a. für die *Vossische Zeitung* und die *Germania*, aber auch für die *München-Augsburger Abendzeitung*. Etwa die Hälfte der Wiener Korrespondenten war exklusiv an eine Zeitung gebunden, die andere Hälfte belieferte wiederum mehrere Blätter, ein Hofrat Rudolf Holzer beispielsweise zehn und Ernst Grüttefen neun Zeitungen.

Nach Wien arbeiteten die meisten deutschen Auslandskorrespondenten in den anderen großen europäischen Hauptstädten, in Paris (23), London (19), Budapest (18) und Rom (17). Während aus Paris großenteils exklusive Korrespondenten nur eine einzige Zeitung bedienten, war eine ganze Reihe der 19 Londoner Korrespondenten für mehr als doppelt so viele Zeitungen zuständig. Daraus wäre zu schließen, dass die deutsche Tagespresse in London (also dem Vereinigten Königreich) stärker vertreten war als in Paris (Frankreich). Beide Hauptstädte dürften die begehrtesten Plätze gewesen sein. Bemerkenswert ist noch die Präsenz in Budapest (18) und in Prag (15), was auf Traditionen aus dem Alten Deutschen Reich schließen lässt. Weitere Korrespondenten auf dem Balkan arbeiteten in Belgrad (6) und Bukarest (9). 13 Korrespondenten berichteten, wie schon erwähnt, aus Holland, 13 aus Skandinavien (Dänemark, Norwegen, Schweden), 12 aus Polen. Die Schweiz war dagegen vergleichsweise schwach vertreten, von Genf, dem Sitz des Völkerbundes, abgesehen. Überraschend ist, dass für Washington nur drei deutsche Korrespondenten angegeben sind, einer von der *Kölnischen Zeitung*, einer vom *Berliner Tageblatt* und einer vom WTB, in New York hingegen acht. Für Moskau, als Hauptstadt der UdSSR ein schwieriges Pflaster, sind lediglich fünf Korrespondenten verzeichnet, einer aber, namens Karl Heinz Görbing, stand offenbar im Dienst von 27 verschiedenen Zeitungen.<sup>5</sup> Wenig Aufmerksamkeit fand allem Anschein nach der Nahe Osten (Jerusalem). Auch das einstige Osmanische Reich, im Ersten Weltkrieg noch Verbündeter, das sich in den 1920er-Jahren zur modernen Türkei wandelte, scheint aus dem deutschen Gesichtskreis entschwunden zu sein. Nur drei Korrespondenten (für zehn deutsche Zeitungen) hatten ihren Platz in Konstantinopel (noch im gleichen

<sup>5</sup> Vgl. zu den deutschen Korrespondenten in Moskau von 1924 bis 1933 die Untersuchungen von Wolfgang Müller (1983a: 7-115, 1983b).

Jahr nahm die Stadt offiziell erst den Namen Istanbul an). Einige der deutschen Auslandskorrespondenten arbeiteten übrigens zugleich auch für österreichische und Schweizer Zeitungen (z.B. für das *Neue Wiener Tagblatt*, die *Neue Freie Presse* (Wien), die *Neue Züricher Zeitung* oder das *Basler Tagblatt*).

Die beschriebene Verteilung der deutschen Auslandskorrespondenten im Jahr 1930 vermittelt eine Vorstellung von der „Nachrichtengeographie“ der deutschen Tagespresse und den internationalen politischen Beziehungen in der Weimarer Republik: von dem Fortleben der „großdeutschen“ Tradition, von der Regionalisierung als Prinzip der Nachrichtenauswahl, von der Rolle der „Großmächte“, die auch nach dem Ersten Weltkrieg bestimmend für Deutschland blieben (abgesehen von den Vereinigten Staaten, die ziemlich schwach besetzt gewesen zu sein scheinen). Möglicherweise waren dafür Kostengründe mit ausschlaggebend.<sup>6</sup> Immerhin waren WTB und TU in New York vertreten, das WTB auch in Washington.

## Ausländische Korrespondenten in Deutschland

Glücklicherweise verzeichnet das *Jahrbuch der Tagespresse* 1930 nicht nur die deutschen Korrespondenten im Ausland, sondern auch ausländische Korrespondenten in Deutschland. In der Frühzeit der periodischen politischen Presse hatten die Zeitungen in anderen Ländern vergleichsweise viel aus dem Deutschen Reich berichtet (Wilke, 1986). Dabei schöpften sie vermutlich zu einem Großteil aus den deutschen Zeitungen, die bis ins 18. Jahrhundert deren Zahl im gesamten übrigen Europa zusammengekommen übertrafen. Im späten 19. Jahrhundert, im Zeitalter des Imperialismus, wuchs die Bedeutung eigener Korrespondenten. Dominik Geppert hat von ihrem

„Golden Age“ gesprochen (2008, S. 35). Zugleich vollzog sich ein Rollenwandel, auf den später noch kurz zurückzukommen ist. Notwendigerweise bedingte der Erste Weltkrieg einen Niedergang der Auslandskorrespondenz, die Journalisten wurden zum Teil zunächst interniert und mussten die Länder der Kriegsgegner verlassen oder standen unter politischem Druck. Was dadurch verloren ging, musste nach 1918 unter schwierigen wirtschaftlichen Umständen erst wieder aufgebaut werden. Zehn Jahre später bestand aber bereits wieder ein Korps von Auslandskorrespondenten in der Reichshauptstadt Berlin, dessen Umfang und Zusammensetzung man aus dem Jahrbuch 1930 entnehmen kann (siehe Tabelle 3). Wiedergegeben ist das Mitgliederverzeichnis des *Vereins der Ausländischen Presse*.<sup>7</sup> Ob und wie viel Korrespondenten aus anderen Ländern in anderen deutschen Städten wirkten, darüber macht das Jahrbuch keine Angaben.

Die 139 in dem Jahrbuch verzeichneten Korrespondenten dürften den Löwenanteil der journalistischen Berichterstattung über Deutschland in der Welt bestritten haben. Die genannten Journalisten arbeiteten überwiegend für Zeitungen, aber auch für einzelne Pressedienste und Nachrichtenagenturen, aus 23 Ländern. Fast durchweg waren diese Korrespondenten nur für eine einzige Zeitung tätig, nur ganz wenige für zwei Presseorgane. So übertrifft die Gesamtzahl der vertretenen Organe (149) diejenige der Korrespondenten (139) nur unerheblich.

Aus Tabelle 3 lässt sich gewissermaßen erschließen, wo in der Presse der Welt über das Deutschland der Weimarer Republik berichtet wurde. Was am meisten auffällt, ist die überstarke US-amerikanische Repräsentanz, die in einem völligen Kontrast steht zur zuvor festgestellten deutschen in den USA. 32 Korrespondenten vertraten

<sup>6</sup> 1920 gab das *Berliner Tageblatt* das Washingtoner Büro auf und schickte seinen dortigen Korrespondenten Paul Scheffer, der Theodor Wolff 1933 als Chefredakteur nachfolgen sollte, nach Moskau. Der Londoner Korrespondent des *Tageblatts* Kurt von Stutterheim hat berichtet, dass ihm 1920 bei seiner Entsendung von Berlin aus nur eine winzige Pfundsumme mitgegeben wurde: „Würde nämlich der Londoner Posten sich als zu teuer herausstellen, so würde mein Aufenthalt nicht von Dauer sein.“ (Stutterheim, 1938, S. 226).

<sup>7</sup> Am 30. Juni 1906 hatten 26 Auslandskorrespondenten in Berlin den Verein der Ausländischen Presse in Deutschland gegründet. Sie unterrichteten alle wichtigen Stellen der Stadt davon und machten ihre Vereinssatzung bekannt. In § 2 hieß es zu den Zielen: „Der Verein bezweckt a) Gemeinsame Interessen zu wahren. b) Die Ausübung der Berufstätigkeit zu er-

leichtern. c) Den Vertretern der ausländischen Presse Rat und Auskunft zu erteilen. d) Geselligen Verkehr anzubahnen und zu pflegen.“ Bei der ersten Generalversammlung des VAP am 24. März 1907 hatte der Verein inzwischen 40 Mitglieder: elf aus den USA, acht aus Großbritannien, sechs aus Frankreich, vier aus Österreich, drei aus Italien, jeweils zwei aus Schweden, den Niederlanden und Russland sowie einen Japaner und einen Tschechen. Die Presseabteilung der Reichsregierung drang 1924 darauf, dass auch deutsche Journalisten beitreten dürfen sollten, was die VAP-Mitglieder aber ablehnten. Daraufhin gründete sich ein zweiter eigener Verband der Ausländischen Pressevertreter. 1926 ließ der VAP auch deutsche Journalisten zu, doch bestand der neue Verband weiter, ohne dem alten Konkurrenz machen zu können (Verein der ausländischen Presse in Deutschland e.V., 2006).

in Berlin 27 Zeitungen aus fünf amerikanischen Städten: Baltimore, Boston, Chicago, New York und Philadelphia. Allein 24 waren von Zeitungen und Agenturen aus New York entsandt, mehrere von *Associated Press* (AP) und *United Press* (UP). Einer versorgte die *Hearst Newspapers*.

Nach den US-Amerikanern waren die europäischen Nachbarländer Deutschlands am stärksten in Berlin mit Korrespondenten vertreten: Frankreich mit 14, darunter *Le Temps*, *Le Matin* und *Le Petit Parisien* sowie mehrere der *Agence Havas*; England mit zwölf, darunter die *Times*, *Observer*, *Daily Telegraph* und *Daily News* sowie das *Reuter Office*; elf aus Holland, darunter *Telegraaf*, *Allgemeen Handelsblad* und der *Nieuwe Rotterdamsche Courant*; elf aus Schweden, darunter u.a. *Svens-*

*ka Dagbladet* und *Stockholms Tidningen*; acht aus Polen, und zwar von Zeitungen in vier Städten. Im *Verein der Ausländischen Presse* waren 1930 nur zwei Mitglieder aus Italien (*Corriere della Sera*, *Il Messagero*), aber sieben aus Spanien (Barcelona, Madrid), fünf aus Norwegen und Russland. Nach Südamerika berichteten neun Korrespondenten, fünf nach Argentinien und je einer nach Brasilien, Kuba und Uruguay. Die bei den USA anzutreffende Diskrepanz zwischen deutschen Auslandskorrespondenten und ausländischen Deutschlandkorrespondenten besteht in umgekehrter Hinsicht zwischen Deutschland und Österreich (auch Ungarn). Den zahlreichen deutschen Korrespondenten in Wien (und Budapest) scheinen nur wenige österreichische (und ungarische) Korrespondenten in Berlin gegenüber gestanden zu

	ZAHL DER KORRESPONDENTEN	ZAHL DER VERTRETENEN ZEITUNGEN
Argentinien	5	7
Belgien	1	1
Brasilien	1	1
Dänemark	5	5
England	12	14
Finnland	4	4
Frankreich	14	11
Holland	10	12
Holländisch-Indien	2	3
Italien	2	2
Japan	4	4
Kuba	1	1
Lettland	5	6
Norwegen	1	1
Österreich	3	4
Polen	8	9
Russland	5	5
Schweden	10	11
Schweiz	1	1
Spanien	6	9
Tschechoslowakei	3	3
Ungarn	3	6
Uruguay	1	2
USA	32	27

Quelle: Jahrbuch der Tagespresse. 3. Jg. Berlin 1930

TAB. 3: AUSLANDSKORRESPONDENTEN IN BERLIN 1930

haben. Lediglich Vertreter des *Grazer Volksblatts*, der *Neuen Freien Presse*, des *Neuen Wiener Tagblatts*, einer zusätzlich für die Amtliche Nachrichtenstelle, sind als Mitglieder des *Berliner Vereins der Ausländischen Presse* aufgeführt.<sup>8</sup>

## Merkmale der Korrespondenten, Arbeitsweisen und Rollenverständnis

Das *Jahrbuch der Tagespresse* 1930 verzeichnet die Inlands- und Auslandskorrespondenten lediglich mit ihren Namen, den Orten, an denen sie ansässig waren, und ihren Adressen. Daher lassen sich anhand dieser Quelle leider keine näheren Angaben über sie machen, beispielsweise ob sie im Durchschnitt älter und erfahrener waren als andere Journalisten, wie es in einer jüngeren deutschen Untersuchung belegt wurde (Junghanns & Hanitzsch, 2006, S. 419–420).<sup>9</sup> Doch kann man die Korrespondenten seinerzeit zumindest anhand zweier Merkmale näher charakterisieren: und zwar nach Geschlecht und Ausbildung.

Der Beruf des journalistischen Korrespondenten war in den 1920er/1930er-Jahren noch fast ausschließlich ein Männerberuf. Zwar ist nicht bei allen im Jahrbuch aufgeführten Namen die Geschlechtszugehörigkeit identifizierbar, aber bei den weitaus meisten schon. Unter den 89 genannten deutschen Korrespondenten in Berlin gab es 1930 keine einzige Frau, weder unter den Einzel-, noch unter den Sammelkorrespondenten. Unter den 105 Korrespondenten in den anderen deutschen Städten finden sich immerhin acht Frauen.<sup>10</sup>

Hinsichtlich des Bildungsgrades der Korrespondenten lassen sich zumindest Aussagen über den Anteil derjenigen machen, die eine Promotion

vorzuweisen hatten und den Dr.-Grad führten. Unter den 68 Einzelvertretungen befanden sich 22 Promovierte, bei den 20 Sammelvertretungen acht. In den anderen Städten des Reichs waren es 19 von 105. Hoch war auch der Anteil der Promovierten unter den deutschen Auslandskorrespondenten: 96 von 300 trugen den Dr.-Grad. In diesem Sektor des journalistischen Berufs gab es folglich einen großen Anteil von formal Hochgebildeten. Allein in Paris waren von 20 Korrespondenten zwölf promoviert, in Washington waren es alle drei. Unter den Mitgliedern des *Vereins der Ausländischen Presse zu Berlin* (Auslandskorrespondenten) kamen dagegen Personen mit einem Dr.-Grad seltener vor. Hier waren es nur neun, was auf jeweils andere Bildungssysteme und -traditionen hinweist.

Auslandskorrespondenten sind in der Regel von der gleichen Nationalität wie die Medien für die sie arbeiten. Dadurch können sie die Interessenslage in ihrem Heimatland zutreffend einschätzen. Auf der anderen Seite kommt die Entsendung eines Korrespondenten vermutlich teurer, als wenn man auf entsprechende Kräfte im Gastland zurückgreift. Soweit die Namen der Korrespondenten verlässliche Rückschlüsse zulassen, traf die Herkunfts-Regel auch in der Weimarer Republik zu. Allerdings deuten die Namen in einzelnen Fällen darauf hin, dass auch Ortsansässige für deutsche Zeitungen berichteten, so in Holland (Den Haag), Rumänien (Bukarest) und Ungarn (Budapest).

Fast alle Inlands- und Auslandskorrespondenten sind heute – der Tagesaktualität ihrer Arbeit entsprechend – vergessen. Nur einzelne Namen sagen uns heute noch etwas, so etwa der Friedrich Sieburgs (Deinet, 2014), und nur in ganz vereinzelt Fällen besitzen wir autobiographische Quel-

<sup>8</sup> Zum Vergleich seien hier Zahlen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg genannt: Ein Mitgliederverzeichnis des *Vereins der Ausländischen Presse in Deutschland* von 1967/68 wies 190 Auslandskorrespondenten in der Bundeshauptstadt Bonn nach, weitere 82 waren Mitglied in dem *Verein der Ausländischen Presse zu Berlin*. Die 190 in Bonn stammten aus 39 Ländern. Die meisten Korrespondenten kamen seinerzeit aus den USA (allein 51), gefolgt von Großbritannien (23), Frankreich (16), Japan (11), Niederlande (10), Schweiz und Italien (je 8), Schweden (7), Dänemark und Polen (je 6). Unklar ist, warum kein Korrespondent aus Österreich Mitglied im VAP war (Mühlbradt, 1967/68).

<sup>9</sup> Drei bekannte Fälle aus den 1920er-Jahren stehen dazu zumindest im Gegensatz: Kurt von Stutterheim wurde Auslandskorrespondent in London mit 32 Jahren, Karl Silex ebendort mit 27 Jahren und Friedrich Sieburg in Kopenhagen mit 31

Jahren. Das scheint mit der Neu-Rekrutierung von Journalisten nach dem Ersten Weltkrieg zusammengehört zu haben. Laut einer Sozialenquete des *Reichsverbands der Deutschen Presse* von 1927 war rund die Hälfte der 3.200 daran teilnehmenden Journalisten erst bis zu zehn Jahren im Journalistenberuf tätig (Wilke, 2013, S. 87).

<sup>10</sup> Ein anekdotischer Befund am Rande: Korrespondenten im Ausland scheinen geradezu schicksalhaft dazu prädestiniert gewesen zu sein, dort auch ihre Ehefrauen zu finden. So war es bei den Londoner Korrespondenten Kurt von Stutterheim (*Berliner Tageblatt*) und Karl Silex (*Deutsche Allgemeine Zeitung*), die beide Engländerinnen heirateten. Paul Scheffer, der Korrespondent des *Berliner Tageblatts* in Washington, London und Moskau, heiratete eine russische Fürstin, Friedrich Sieburg 1924 bis 1926 Korrespondent in Kopenhagen, eine dänische Kinderbuchautorin.

len (u.a. von Stutterheim, 1938; Silex, 1968). Karl Silex hat in seinem Lebensbericht auch über seine zehn Jahre als Londoner Korrespondent der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* (1923-1933) Auskunft gegeben. Er vermerkte dort, dass außer ihm selbst mit Rudolf Kircher (*Frankfurter Zeitung*) und Paul Scheffer (*Berliner Tageblatt*) zwei weitere Londoner Kollegen in Berlin zu Chefredakteuren aufstiegen, was auf einen professionellen Qualifizierungs- und Rekrutierungsweg hinweist (im Falle Kirchers aber wegen des Kollegialprinzips bei der *Frankfurter Zeitung* streng genommen nicht zutraf). Silex schilderte auch einiges von den Arbeitsweisen des Auslandskorrespondenten, seine thematische Allzuständigkeit und Vielseitigkeit, seine Kontaktpflege mit Informanten und seinen quasi diplomatischen Status.<sup>11</sup> Und er hat sich zu jenem Rollenverständnis bekannt, das seiner Ansicht nach dem von ihm verkörperten spezifischen Journalistentyp zustand, aber darüber hinaus auch überhaupt für den deutschen Journalismus prägend war:

*„Ich habe mich immer dagegen gewehrt, daß der Auslandskorrespondent von der Heimatredaktion als Nachrichtenagentur mißbraucht wird. Ich hielt es für Zeitverschwendung und für abträglich, von morgens bis abends irgendwelchen Nachrichten nachzujagen. Wenn sich der Bericht des Auslandskorrespondenten nicht von der Agenturnachricht durch individuelle Note und durch Wertung der Ereignisse unterscheidet, hat der Korrespondent seinen Beruf verfehlt.“*

(1968, S. 103)

Ein Aspekt, der sich anhand des Jahrbuchs leider auch nicht rekonstruieren lässt, ist die Dauer, mit der deutsche Auslandskorrespondenten an ihren Plätzen wirkten. Einerseits sollten die Korrespondenten sich dort „einleben“ und die notwendigen Landeskenntnisse erwerben; andererseits sollten sie die Rückbeziehung zu ihrem Heimatland und der dortigen Redaktion nicht verlieren. Die schon herangezogenen autobiographischen Zeugnisse stammen von langjährigen (Londoner) Korrespondenten, die fast ein ganzes Jahrzehnt diese journalistische Funktion ausübten. Auch der erwähnte Paul Scheffer verbrachte neun Jahre in der Sowjetunion (1920-1929). Unsteter verlief der Lebensgang von Friedrich Sieburg, der nach zwei Jahren in Kopenhagen (1924-1926) vier Jahre in

Paris (1926-1930) verbrachte, bevor er zwei Jahre ebenfalls nach London überwechselte, aber schon zwei Jahre danach wieder nach Paris zurückkehrte (Deinet, 2014).

Nach den verfügbaren Quellen zu schließen, war es ein sehr anstrengender Beruf, Auslandskorrespondent zu sein (exemplarisch Gebhardt, 2007). Man war mehr oder weniger auf sich allein gestellt, musste viel unterwegs sein, die Arbeitstage begannen früh (mit der örtlichen Zeitungslektüre), sie waren lang und man hatte alltäglich mit technischen Problemen zu kämpfen. So blieb für „gesellschaftlichen Verkehr“, wie Kurt von Stutterheim gesagt hat, keine Zeit: „Denn mein Dienst nahm mich bis an die äußerste Grenze meiner Körperkräfte in Anspruch.“ (1938, S. 232) Ähnlich bekannte Friedrich Sieburg im Rückblick, er „habe in Paris gearbeitet und gearbeitet, Jahre, wie ein Sklave gearbeitet“, ja seine „ersten Pariser Jahre [seien] eine ununterbrochene Kette schwerster Arbeit“ gewesen (nach Deinet, 2014, S. 86). Laut Stutterheim waren die 1920er-Jahre „ein Zeitalter der Konferenzen“ gewesen, dessen Folgen für den Journalismus er mit leicht satirischem Unterton beschrieb:

*„Mochte es sich um Reparationen, um Rüstungen, Kriegsschulden oder Flottenquoten handeln, stets kam der Tag, an dem eine Konferenz einberufen wurde. Dann wurden ganze Hotelsuiten gemietet, in denen Minister, Generale, Admirale und ein unübersehbarer Stab von Sachverständigen Quartier bezogen, während drunten in der Halle ein internationales Journalistenlager aufgeschlagen wurde. Denn mit der neuen Konferenzmode hatte ein neuer Journalistentyp, der Konferenzjournalist, das Licht der Welt erblickt. Ein solcher Mann beherrschte mehrere Sprachen, stand mit allen Postdirektionen der Welt auf Du und Du und hatte eine wunderbare Fertigkeit, die Tintenfüßer und Standuhren des Konferenzzimmers zu beschreiben, wenn wertvollere Informationen nicht erhältlich waren. Im übrigen konnte er, wenn er erst einmal an einer Reihe von Konferenzen teilgenommen hatte, den Gang der Ereignisse unschwer voraussagen.“*

(1938, S. 253)

## Zusammenfassung

Der Korrespondent kann als „Urtyp“ des Journalisten angesehen werden. Er vertritt sein Medium

<sup>11</sup> Vgl. zum quasi diplomatischen Status von Auslandskorrespondenten Geppert (2008) und Robrecht (2010).

im Inland oder Ausland und beliefert es von dort mit Nachrichten, Berichten und Kommentaren. Solche Korrespondenten gab es seit der Frühzeit der deutschen Presse. Während man für die ältere Zeit wenig über sie weiß, ermöglicht das *Jahrbuch der Tagespresse* 1930 eine Bestandsaufnahme für die Weimarer Republik. Der Löwenanteil der Inlandskorrespondenten war damals in Berlin, dem Sitz der Reichsregierung, angesiedelt. Manche Zeitungen besaßen dort einen einzigen Korrespondenten, andere, vor allem die großen Blätter im Reichsgebiet, auch mehrere. Andererseits gab es zahlreiche Sammelkorrespondenten, die verschiedene Zeitungen bedienten. Dafür waren vor allem Kostengründe ausschlaggebend. Außer in Berlin verfügten einige Zeitungen über eigene Korrespondenten auch in anderen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren des Reiches. München war dabei offenbar weitaus interessanter als beispielsweise Hamburg.

Darüber hinaus verzeichnet das Jahrbuch 1930 fast 300 deutsche Auslandskorrespondenten an 32 Orten in 25 Ländern der Welt. Die meisten waren in Europa ansässig, und zwar vor allem in den großen Hauptstädten Wien, London, Paris, Rom, Budapest und Prag. Nur wenige Zeitungen konnten sich feste Korrespondenten in den USA, in Südamerika, Asien und Afrika leisten. Das spricht für den noch starken europäischen „Ho-

rizont“ der journalistischen Berichterstattung in der deutschen Tagespresse. Ohne eigene Korrespondenten war man (soweit vorhanden) auf die Versorgung durch die Nachrichtenagenturen angewiesen.

Das Jahrbuch verzeichnet auch die Mitglieder des *Vereins der Ausländischen Presse*, d.h. die in Berlin arbeitenden Korrespondenten aus anderen Ländern. Auch hier dominieren die anderen europäischen Länder. Allerdings waren auch zahlreiche US-amerikanische Zeitungen und Agenturen vertreten. Auffällig ist, dass wesentlich mehr Korrespondenten für deutsche Zeitungen in Wien arbeiteten als österreichische in Berlin und dass wesentlich mehr US-amerikanische Blätter in Berlin vertreten waren als deutsche in den USA. Das spricht für eine Asymmetrie in der Nachrichtengeografie.

Weit überwiegend übten Männer den Beruf des Korrespondenten in der Weimarer Republik aus, Frauen taten dies damals erst vereinzelt. Bemerkenswert ist der hohe Bildungsgrad der Korrespondenten, ablesbar an der Zahl derer, die promoviert waren und den Dr.-Grad trugen. Einzelne Lebenszeugnisse deuten darauf hin, dass es sich um einen höchst anstrengenden journalistischen Beruf handelte, der ein breites Tätigkeitspektrum einschloss.

## Bibliographie:

- Baumert, D. P. (1928/2013). *Die Entstehung des deutschen Journalismus*. Eine sozialgeschichtliche Studie. Leipzig. Neuausgabe hrsg. von Walter Hömberg. Baden-Baden.
- Birkner, T. (2012). *Das Gespräch der Zeit*. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914. Köln.
- Böning, H. (2012). Dem Bürger zur Information und Aufklärung. Die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten“. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 14, S. 5-41.
- Breil, M. (1996). *Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ und die Pressepolitik Bayerns*. Ein Verlagsunternehmen zwischen 1815 und 1848. Tübingen.
- Deinet, K. (2014). *Friedrich Sieburg (1893-1964)*. Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland. Berlin.
- Dell’Orto, G. (2002). *Giving Meanings to the World*. The First U.S. Foreign Correspondents, 1838-1859. Westport, London.
- Dell’Orto, G. (2013). *American Journalism and International Relations*. Foreign Correspondence from the Early Republic to the Digital Era. Cambridge u.a.
- Feldmann, W. (1911/12). Die deutsche Journalistensprache. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, 13, S. 183-200.
- Gebhardt, H. (2007). *Mir fehlt eben ein anständiger Beruf*. Leben und Arbeit des Auslandskorrespondenten Hans Tröbst (1891-1939). Materialien zur Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Journalismus im 20. Jahrhundert. Bremen.
- Geppert, D. (2008). Ambassadors of Democracy. British and German Correspondents in the Age of High Imperialism. In: Bösch, F. & Geppert, D. (Hg.), *Journalists as Political Actors*. Transfers and Interactions between Britain and Germany since the late 19th Century. Augsburg, S. 35-54.
- Hahn, O., Lönnendonker, J., & Schröder, R. (Hg.) (2008). *Deutsche Auslandskorrespondenten*. Ein Handbuch. Konstanz.
- Hartnack, D. (1688). Erachten von Einrichtung Der Alten Teutschen und neuen Europäischen Historien. Zelle. Wiederabgedruckt in: Wilke, J. (Hg.) (2015), *Die frühesten Schriften für und wider die Zeitung*. Baden-Baden, S. 159-192.
- Hess, S. (2005). *Through Their Eyes*. Foreign Correspondents in the United States. Washington.
- Hohenberg, J. (1964). *Foreign Correspondence*. The Great Reporters and Their Times. New York, London.
- Jahrbuch der Tagespresse* (1928-1930). Jg.1-3. Berlin.
- Junghanns, K. & Hanitzsch, T. (2006). Deutsche Auslandskorrespondenten im Profil. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 54 (3), S.412-429.
- Kluge, F. (1989). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 22. Aufl. Berlin, New York.
- Kruglak, T.E. (1955). *The Foreign Correspondents*. A Study of the Men and Women Reporting for the American Information Media in Western Europe. Geneva.
- Kutsch, A., Sterling, F., & Fröhlich, R. (2011). Korrespondenzen im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik: Rekonstruktion und sekundärstatistische Analyse eines medialen Sektors. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 13, S. 154-176.
- Müchler, G. (1998). „Wie ein treuer Spiegel“. Die Geschichte der Cotta’schen Allgemeinen Zeitung. Darmstadt.
- Mühlbradt, W. (1967/68). *Die Auslandspresse in der Bundesrepublik*. o.O. [Bonn].
- Müller, W. (1983a): *Rußlandberichterstattung und Rapallopolitik*. Deutsch-sowjetische Beziehungen 1924-1933 im Spiegel der deutschen Presse. Diss. Saarbrücken.
- Müller, W. (1983b). Informationen über die Sowjetunion. Zum Problem der deutschen Berichterstattung über die UdSSR 1924-1933. In: Niedhart, G. (Hg.), *Der Westen und die Sowjetunion*. Einstellungen und Politik gegenüber der UdSSR in Europa und in den USA seit 1917. Paderborn, S.53-60.
- Rintelen, M.v. (1994). *Zwischen Revolution und Restauration*. Die Allgemeine Zeitung 1798-1823. Frankfurt/Main.
- Robrecht, A. (2010). „Diplomaten in Hemdsärmeln“? Auslandskorrespondenten als Akteure in den deutsch-britischen Beziehungen 1945-1962. Augsburg.
- Sänger, Fritz. Nachlass bei der Friedrich Ebert-Stiftung. Verzeichnis der Auswärtigen Presse 1938/39, Bonn, Mappe 325
- Schmolke, M. (1962). Philipp Hainhofer. Seine Korrespondenzen und seine Berichte. In: *Publizistik*, 7, S. 224-239.
- Schwedler, W. (1926). Die Nachrichtenversorgung der Presse. In: *Zeitungswissenschaft*, 1 (11), S. 165-169.

- Silex, K. (1968). *Mit Kommentar*. Lebensbericht eines Journalisten. Frankfurt/Main.
- Stutterheim, K. v. (1938). *Zwischen den Zeiten*. Erinnerungen. Berlin.
- Tolkemitt, B. (1995). *Der Hamburgische Correspondent*. Zur öffentlichen Verbreitung der Aufklärung in Deutschland. Tübingen.
- Verein der Ausländischen Presse e.V. (Hg.) (2006). *Ein Blick von außen*. 100 Jahre Auslandspresse in Deutschland. Berlin.
- Voigt, I. (2002). Korrespondenzbüros als Hilfgewerbe der Presse. Entstehung, Aufgaben und Entwicklung. In: Wilke, J. (Hg.), *Unter Druck gesetzt*. Vier Kapitel deutscher Pressegeschichte. Köln u.a., S. 69-127.
- Wilke, J. (1984). *Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten*. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft. Berlin, New York.
- Wilke, J. (1986). Auslandsberichterstattung und internationaler Nachrichtenfluss im Wandel. In: *Publizistik*, 31, S. 53-90.
- Wilke, J. (2010). Korrespondenten und geschriebene Zeitungen. In: Arndt, K. & Körber, E.-B. (Hg.), *Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600-1750)*. Göttingen, S. 59-72.
- Wilke, J. (2013). Vom „wandernden Journalisten“ zur Professionalisierung. Was uns die historische Journalismusforschung lehrt. In: Jakob, N., Maurer, M., Ehmig, S. C., Geiß, S. & Daschmann, G. (Hg.), *Realismus als Beruf*. Beiträge zum Verhältnis von Medien und Wirklichkeit. Wiesbaden, S. 83-99.
- Wu, H. D. & Hamilton, J. M. (2004). US Foreign Correspondents. Changes and Continuity at the Turn of the Century. In: *Gazette*, 66 (6), S. 517-532.

### Jürgen WILKE

Prof. Dr. em., bis 2012 Professor am Institut für Publizistik der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Gastprofessor an der University of Washington Seattle, der Lomonossow Universität Moskau und der Università della Svizzera Italiana Lugano. Seit 2005 Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Wien), 2006-2011 Obmann des Beirats des Zentrums Sozialwissenschaften. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören: Mediengeschichte, Struktur und Organisation der Massenmedien, Nachrichtenwesen (insbesondere Nachrichtenagenturen), Internationale Kommunikation, Politische Kommunikation.

## Rezensionen

KLAUS ELISABETH, WISCHERMANN ULLA: *Journalistinnen. Eine Geschichte in Biographien und Texten 1848–1990*. (Journalismus in Theorie und Praxis, Bd. 18) Wien, Berlin: LIT 2013, 384 Seiten.

Cover und Titel adressieren unmissverständlich das Konzept und den Anspruch des vorliegenden Buches. Zehn kleinformatige, historische Porträtfotografien von mehr oder weniger bekannten Frauen bilden eine Art Schleife um das Buch. Die Darstellung Bertha von Suttners und das Gesicht von Milena Jesenska sind Teil der Ikonographie berühmter Frauen im kollektiven Bildgedächtnis Österreichs und Deutschlands. Andere Gesichter auf dem Cover sind einer größeren Öffentlichkeit eher unbekannt. Das macht neugierig. Der Titel in roten Lettern *Journalistinnen*, macht deutlich, dass es um eine Gruppe von Frauen geht, die durch eine gemeinsame berufliche Praxis verbunden ist. Die gesamte obere Hälfte des vorderen Buchdeckels füllt ein blasslila getöntes, schemenhaftes Foto der Journalistin Ulrike Meinhof. Sie blickt in die Kamera, den Stift zwischen den Fingern ihrer rechten Hand, die den Kopf stützt, den sie scheinbar gerade kurz von der Schreibe hebt. Auf dem hintern Buchdeckel ist ebenfalls seitenfüllend ein blasslila getöntes Foto der Kriegsreporterin Alice Schalek zu sehen, die hinter einer Kamera steht.

Die beiden Photographien zeigen zwei Frauen bei der journalistischen Arbeit mit ihren Werkzeugen (Stift, Kamera), die zwei sehr verschiedene und zwei sehr radikale Positionen journalistischer Praxis von Frauen repräsentieren. Schalek und Meinhof sind mit zentralen politischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts, dem Ersten Weltkrieg und der Revolte 1968 und ihren Folgen in der deutschen Nachkriegsgeschichte verbunden und haben diese mit ihrer publizistischen Arbeit wesentlich mitgeprägt. Schalek, die zum Protestantismus konvertierte Jüdin, die einerseits die journalistische Männerbastion Kriegsberichterstattung eroberte und sich für die Frauenrechte einsetzte aber gleichzeitig eine Romantisierung des Krieges in ihren Fotos betrieb, die nicht nur kriegsverherrlichend sondern teilweise auch rassistisch zu nennen sind. Ulrike Meinhof, Tochter eines Nationalsozialisten, die von einer breiten journalistischen und politisch engagierten Arbeit in unterschiedlichen Medien, Zeitung, Fernsehen, Film unbefriedigt, zu einer politisch extremistischen Praxis und in

den Untergrund wechselte. Die beiden Frauen stehen vielleicht auch paradigmatisch für die Ambivalenzen und Widersprüche in dem Leben und Werk der porträtierten Journalistinnen, die das vorliegende „Lese- und Arbeitsbuch“ erfreulicher Weise nicht löscht, sondern thematisiert und in die jeweiligen historischen Kontexte einordnet. Der Gestus der Sichtbarmachung ist ein wesentlicher Motor des vorliegenden Bandes, aber das Buch geht in diesem traditionsreichen Modus der Frauenforschung der 1980er Jahre nicht auf. Den Autorinnen gelingt es vielmehr, die Vielfalt und die Handlungsmacht der journalistischen Schreibpraxis von Frauen in historischer Perspektive und in ihren Widersprüchen darzustellen und zu beleuchten.

Das Spannungsverhältnis zwischen Realitätssuggestion historischer Porträtfotografien und dem de-realisierenden Effekt der graphisch verfremdeten Arbeitsfotografien am Cover verweist – wenn auch nicht explizit – auf den Konstruktionscharakter jeglicher biographischen Praxis.

Die Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Klaus und die Soziologin Ulla Wischermann sind renommierte Autorinnen, die insbesondere im Feld der Geschlechter- und Frauenforschung in den letzten Jahrzehnten grundlegende Arbeiten zum Zusammenhang von Öffentlichkeit, Kommunikation und Geschlecht verfasst haben. Im vorliegenden Band versuchen sie sich an einem bisher ausstehenden Projekt und positionieren ihr Buch als Baustein und Ausgangspunkt dafür, die Sozial und Berufsgeschichte deutschsprachigen Journalistinnen des Zeitraums 1848–1990 zu rekonstruieren.

Der Band hat eine klare Struktur. Acht Kapitel führen chronologisch durch ca. hundertfünfzig Jahre. In sieben Kapiteln des Buches werden jeweils vier oder fünf schreibende Frauen porträtiert, das achte und letzte Kapitel, das den 1970er und 1980er Jahren gewidmet ist, stellt nicht individuelle Journalistinnen, sondern Zeitschriftenprojekte der Zweiten Frauenbewegung und ihre Protagonistinnen vor.

Die Titel der Kapitel sind an politikgeschichtlichen Periodisierungen und ausgewählten Schwerpunktthemen orientiert (z.B. *Kommunikation und Revolution um 1848* oder *Blütezeit der Frauenbewegung um 1900*). Diese chronologische Perspektive zielt nicht auf eine eindimensionale

Fortschrittsgeschichte, sondern rekonstruiert einen dynamischen Prozess sich erweiternder Handlungsspielräume schreibender Frauen, der von Diskontinuitäten und politischen Umbrüchen gleichermaßen geprägt gewesen ist. Die Frage, wie Periodisierungen politischer Ereignisgeschichte mit der Geschichte der Frauenbewegungen oder mit den Geschichten von Medienkulturen und technologischen Veränderungen korrespondieren ist eine zentrale Frage für eine Berufsgeschichte von Journalistinnen. Durch das Buchkonzept von Klaus und Wischermann werden diese historischen Korrespondenzbewegungen nicht simpel synchronisiert sondern ansatzweise deutlich gemacht.

Allen acht Kapiteln sind historisch kontextualisierende Überblickstexte der Autorinnen vorangestellt. Ein einleitender Essay zum Buchkonzept und ein resümierender Ausblick zur Struktur und Funktion einer weiter zu schreibenden Berufsgeschichte von Journalistinnen rahmen das biographisch orientierte Buch ein.

Die dreigliedrige Choreographie der achtundzwanzig Frauenporträts verbindet eine bildliche Darstellungsebene (Fotographie) mit einer von den Autorinnen verfassten Kurzbiographie und dem Wiederabdruck von jeweils zwei ausgewählten Texten der porträtierten Journalistinnen (u.a. Betty Paoli, Lina Morgenstern, Auguste Fickert, Clara Zetkin, Ilse Reicke, Erika Mann, Ulrike Meinhof). Alle Kurzbiographien werden jeweils durch die Folie des Verhältnisses der Porträtierten zur Frauenbewegung und zur journalistischen Praxis erzählt. Konzise machen die Autorinnen in ihrem Einleitungssatz klar, dass Weiblichkeit und Profession sich auf der Grundlage des seit dem 18. Jahrhundert formierenden Geschlechterdualismus als Widerspruch konstituierten, eine Konstellation gegen die alle Porträtierten anzukämpfen hatten. Klaus und Wischermann zeigen auf, dass Frauen und ihre schreibende und publizistische Praxis durch klassische definitorische Instrumenten der Journalismus-Theorie noch einmal aus der Wahrnehmungsfeld verschwinden, weil ihre Lebensentwürfe und ihr Schreiben oft jenseits herrschender Berufsfelddefinitionen verlaufen sind. Damit wird plausibel, dass es notwendig ist, ein breites Spektrum an journalistischen Praxen in die Porträtsammlung aufzunehmen. Die schwierige Problemstellung der Auswahl wird überzeugend entlang der Frage gelöst, inwieweit schreibende Frauen dazu beigetragen haben, das Berufsfeld für Frauen zu öffnen, die Entwicklung

von Medien und Journalismus zu beeinflussen und voranzutreiben.

Verknappung ist eine wesentliche Signatur, die die Arbeitsweise des vorliegenden Bandes kennzeichnet. Sowohl die positiven wie auch die problematischen Seiten dieser Darstellungsmethode sind in dem Buch evident. Bemerkenswert ist es, wie es den Autorinnen gelingt, die relevanten historisch-politischen Hintergründe und ausgewählte Schwerpunktthemen (u.a. Entwicklung von Medientechnologien, Professionalisierung des Journalismus, Transformationen von Öffentlichkeit, Frauenbewegungsgeschichte) in den chronologisch angeordneten Einleitungstexten zu den acht Kapiteln verständlich darzustellen und zu bündeln. Bemerkenswert auch, dass der Band es schafft, trotz höchst unterschiedlicher Literaturdichte zu den einzelnen Akteurinnen, die kurzen Porträts der 29 vorgestellten Frauen in etwa gleich lang, oder besser gesagt kurz zu halten. Auslassungen sind ein Effekt der systematischen Verknappung. Eine Tiefenanalyse von den schon angesprochenen Widersprüchen in den biographischen Erfahrungen und der publizistischen Arbeit der einzelnen Frauen oder gar zwischen den vorgestellten Frauen im Sinne einer vergleichenden und differenzierenden Zusammenschau kann und will das Buch nur in Ansätzen leisten. Die profunde Rahmung der Textbausteine mit ausgewählter Literatur unterstreicht den Charakter als Arbeits- und Lesebuch, das Mikro- und Makrohistorie verbindend insbesondere für Studierende unverzichtbar erscheint. Das Buch ist kein Lexikon sondern ein pragmatischer Baustein zur Grundlagenforschung einer Berufsgeschichte von Journalistinnen, dem es gelingt, die Relevanz der Frauenbewegungen für die Veränderung von modernen Medienöffentlichkeiten und die Schreibpraxis einzelner Frauen für das Berufsfeld des weiblichen Journalismus insgesamt zu dokumentieren.

Monika Bernold, Wien

RÜDIGER MARK: „Goldene 50er“ oder „Bleierne Zeit“? *Geschichtsbilder der 50er Jahre im Fernsehen der BRD, 1959–1989*. Bielefeld: transcript Verlag 2014, 356 Seiten.

Für die Einen die „goldenen 50er“ des Wirtschaftswunders und des rasanten Aufstiegs der

BRD, einem Phönix gleich aus der Asche des soeben verlorenen Krieges; für die Anderen eine „bleierne Zeit“ des Wiederaufbaus, der Entbehrungen und ohne merkliche Veränderung der Denkmuster und Akteure: Bereits im Titel spricht Mark Rüdiger die extrem gegensätzlichen Geschichtsbilder an, welche den medial vermittelten Eindruck der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts teilweise bis heute prägen. Wobei der Autor selbst als Endpunkt seiner Untersuchung den Mauerfall 1989 festsetzt und dies mit den damit in Zusammenhang stehenden Umstrukturierungen begründet.

*„Das Fernsehen begleitete als audiovisuelles Leitmedium diese Entwicklungen und produzierte und reproduzierte kontinuierlich Geschichtsbilder der 50er Jahre in seinen Geschichtssendungen.“*  
(S. 18)

Und diese sind – sowohl auf non-fiktionaler als auch fiktionaler Ebene – zentraler Untersuchungsgegenstand in Rüdigers Dissertation. Thematisch beruht die Konzeption der vorliegenden Studie seinem Forschungsschwerpunkt, der Darstellung der 1950er Jahre im Fernsehen, welchem er im Rahmen seiner Tätigkeit bei der DFG-Forschergruppe „Historische Lebenswelten“ an der Universität Freiburg nachgeht.

Die Leitfrage des Textes lautet:

*„Welche Geschichtsbilder der 50er Jahre präsentieren Geschichtssendungen im bundesrepublikanischen Fernsehen zwischen 1959 und 1989 und wie veränderten sich diese?“*  
(S. 18)

Mark Rüdiger definiert seinen Untersuchungsgegenstand und seine wissenschaftliche Herangehensweise selbst wie folgt:

*„Geschichtssendungen werden in der vorliegenden Arbeit als kulturelle Artefakte der Vergangenheit betrachtet, die Rückschlüsse auf die in den zeitgenössischen Öffentlichkeiten kursierenden Geschichtsbilder zulassen.“*  
(S. 21)

Der Autor versucht eine retrospektive Bilanz eines durch das Fernsehen aufbereiteten Geschichtsbildes der 50er Jahre zu geben und orientiert sich dabei sowohl an der Definition des „Containerbegriffes“ (also Chiffren, Schlagwörter, Narrative als Substitute einer Zeitspanne) als auch an dem von

der Erinnerungskulturforschung herangezogenen Begriff des „Geschichtsbildes“ (S. 17). Bei letzterer Zuweisung bezieht er sich auf die Begriffsbestimmung von Felix Phillip Lutz (vgl. Lutz, 2000, S. 37), welcher darunter eine subjektive Gesamtvorstellung teilweise mit wenig bis gar keinem Realitätsbezug versteht. Methodisch geht Rüdiger mittels Filmanalyse, orientiert am für historiographische Analysen entwickelten zirkulären Verfahren der Medienanalyse nach Andrea Brockmann (vgl. Brockmann, 2006, S. 105), vor. Der Autor argumentiert dies durch Brockmanns Fokus auf „institutionelle Rahmenbedingungen, ästhetische Konfiguration, subjektive Rezeptionskriterien, soziokulturelle Kontexte und historiografische Interpretation“ (S. 34) und deren Zusammenhänge. Angesichts Rüdigers genuinen Forschungsinteresses – der Wandel von Bildern und der Zusammenstellung von Bildmontagen als Identifikationsmuster und mediales Geschichtsprotokoll – bedarf es allerdings einer Erweiterung und Modifikation des Verfahrens.

*„Die vorliegende Arbeit nutzt die beschriebenen Faktoren als erklärende Elemente für den Wandel der Fernseh-Geschichtsbilder und strebt dabei gleichzeitig eine historische Konkretisierung ihrer Annahmen an.“*  
(S. 35)

Zur Strukturierung der Untersuchung ist zu sagen, dass diese, bis auf das erste Kapitel der Arbeit („Produktionsbedingungen im Geschichtsfernsehen“), einem chronologischen Aufbau folgt. Dieser beginnt mit der Beschreibung des Untersuchungsmaterials im Kapitel „Archivbilder“. Hier stellt Rüdiger die verschiedenen Bildquellen und ihre Zusammenhänge dar. Er greift dabei nicht nur Nachrichtensendungen und fiktionale Fernsehangebote auf sondern bezieht auch den Bereich Kinofilm und Werbefilm in seine Betrachtungen mit ein. Gerade die Verknüpfungen, Ähnlichkeiten und Präsentationsmuster der einzelnen Sendungsgattungen versteht der Autor hier klar herauszuarbeiten: So etwa wenn er den Blickwinkel der Kamera aus dem Schaufenster in die staunende, nach den neuen Wirtschaftsgütern sehnde Menge beschreibt. Eine Einstellung, welche sowohl in den Wochenschauen bzw. Nachrichtensendungen wie auch in anderen, fiktionalen Bereichen zum Einsatz kam. Die Kontinuitäten in der Gestaltung und Auswahl von Bildinhalten (deren Wurzeln teilweise auf die nationalsozialistische Propaganda als auch die Bildästhetik der 1930iger gründen) ist – laut Rüdiger

diger – großteils auch auf personelle Beständigkeiten und enge Zusammenarbeit verschiedener Redaktionen zurück zu führen. So ist etwa (insbesondere) die Verbindung von Zeitgeschichteredaktion und tagesaktueller Redaktion an dieser Stelle herauszugreifen. Letztendlich hat aber auch der wissenschaftliche Ausbildungshintergrund der einzelnen Redakteure – so führt der Autor weiter aus – zu „Kontinuitäten in der Tradierung von Geschichtsbildern“ vor allem auf gattungs- und formspezifischer Ebene geführt (S. 22). Im dritten Kapitel eruiert Rüdiger Zeitmarker an denen sich Veränderungen in der inhaltlichen Zusammenstellung von Bildinhalten feststellen lassen. Kapitel vier widmet sich den Polarisierungen, Erinnerungsperspektiven und Kontexten im Zeitraum zwischen 1977 und 1989.

Fernsehen als Kulturträger und mediales Gedächtnis von Geschichte, auf diesem Ansatz aufbauend versucht Mark Rüdiger einen Überblick darüber zu geben wie und vor allem durch welche Darstellungen im Fernsehen das Geschichtsbild der 1950iger tradiert wurde. Um dem breiten Spektrum an Geschichtsbildern näher zu kommen, bedient sich Rüdiger dabei einer qualitativen Quellenanalyse ohne Einschränkung auf non-fiktionale oder fiktionale Inhalte und eröffnet sich selbst als auch der Leserschaft damit die Möglichkeit Verknüpfungen der unterschiedlichen Bereiche miteinander, erkennen und herstellen zu können. Im Fokus steht dabei immer die Programmentwicklung im Bereich Geschichtssendungen zu den 50er Jahren und nicht eine im Film- und Medienwissenschaftlichen Bereich häufig verwendete Analyse von Einzelsendungen. Dieser, vom Autor sich selbst auferlegte Qualitätsanspruch, ein Überblickswerk in einem noch weitgehend spärlich erforschten Themenbereich zu schaffen, ist Mark Rüdiger gelungen. Innerhalb der Untersuchung wird der Zusammenhang der Produktionsbedingungen auf die Geschichtsbilder untersucht, das Verhältnis von Geschichtsdarstellung im Fernsehen und der Geschichtskultur aufgezeigt und die Historisierungsprozesse der 50er Jahre im Fernsehen erläutert. Wobei gerade die in dieser Analyse vorgestellten Themen Anregungen für weitere Forschungsarbeiten in diesem Bereich geben. Als Einführung in diese Thematik ist das Werk jedenfalls allen Interessierten insbesondere aus den Bereichen Kommunikationswissenschaft, Film- und Medienwissenschaft aber auch der Zeitgeschichte zu empfehlen und bietet einen angenehmen und interessanten Einstieg in eine prägende Epoche der näheren Vergangenheit.

## Bibliographie:

- Lutz, F. P. (2000). *Das Geschichtsbewusstsein der Deutschen*. Grundlagen der politischen Kultur in Ost und West. Köln.
- Brockmann, A. (2006). *Erinnerungsarbeit im Fernsehen*. Das Beispiel des 17. Juni 1953. Köln.

Barbara Fischer, Wien

ROBERTSON VON TROTHA, CAROLINE (Hg.): *Celebrity Culture. Stars in der Mediengesellschaft*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2013, 221 Seiten.

Der vorliegende Sammelband verspricht in seiner Zielsetzung, den Zusammenhang von (digitalen) Medien und Bekanntheiten aller Art (Prominenten/Stars/Celebrities) zu beleuchten, begriffliche Unterscheidungen herauszuarbeiten und damit die aktuellen Debatten rund um die gesellschaftliche Bedeutung von Celebritykultur zu bereichern.

Dazu wurden zahlreiche Vorträge aus dem Colloquium Fundamentale (einer zentralen Vorlesungsreihe des Studium Generale am Karlsruher Institut für Technologie) aus dem Wintersemester 2010/11 zusammengestellt und durch weitere Beiträge (tw. Überarbeitungen und Neuzusammenstellungen von bereits erschienenen Artikeln) ergänzt.

Der erste Abschnitt (Celebrities, Stars, Prominente: Strategien der Inszenierung) fokussiert zunächst auf die Abgrenzung von verschiedenen Erscheinungsformen der Bekanntheit bzw. des „Herausragens“ aus der Gesellschaft. *Georg Franck* beleuchtet die Unterschiede zwischen Elite und Celebrities, setzt seine Ökonomie der Aufmerksamkeit für Celebrities um und streicht dabei die Rolle der Neuen Medien hervor. *Abrun Seifert* liefert eine umfassendere Begriffsbestimmung, indem sie Celebrities gegenüber Stars und Prominenten abgrenzt und diese drei Gruppen zueinander in Beziehung setzt. Hauptmerkmal von Celebrities ist es, dass das Privatleben einer „weithin bekannten Person in der Berichterstattung den Hauptfokus bildet“ (Seifert, S. 32). Schließlich folgen Beiträge über die Möglichkeiten und Vorteile der Inszenierung von Stars:

*Hans Mathias Kepplinger* arbeitet den Nutzen des Startums für (Star-)Politiker heraus, *Christian Schicha* stellt den Zusammenhang von Skandalen,

deren Inszenierung, Medien und Prominenten in den Mittelpunkt und zeigt wechselseitige Vorteile. *Christoph Jacke* beschäftigt sich mit Meta-Stars, also mit „kulturindustriell produzierten, medial distribuierten, kommerzialisierten und mit Vergnügen rezipierten öffentlichen Medienpersonen“ (Jacke, S. 95) und stellt deren Ausdifferenzierung und Reflexivisierung am Beispiel von Nick Cave/Grinderman und Lady Gaga dar. In einem sehr düsteren Beitrag beschreiben *Nina Metz* und *Birgit Richard* den Umgang mit toten Stars.

Das zweite Kapitel hat die Neuen Medien und die Rolle der User im Zusammenhang mit Stars zum Schwerpunkt: *Martina Schuegraf* beschreibt den Wunsch nach Aufmerksamkeit für das „Selbst“ und wie einfach diese neue Art der Selbsterschaffung durch das Internet zu realisieren ist (insb. durch Youtube). Die Entstehung von parasozialen Beziehungen zwischen Star und seinen Nutzern stellt *Katrin Keller* in den Mittelpunkt und zeigt, wie Fragen der Authentizität und die Nähe-Distanz-Beziehung zur Identitätsbildung beitragen.

Einer speziellen Form der „Produktion“ von Celebrities widmet sich das dritte Kapitel: dem Phänomen Castingshow. Sowohl „Täter“ als auch „Opfer“ der Casting-Gesellschaft werden von *Wolfgang Krischke* und *Bernhard Pörksen* thematisiert, die das Fernsehen nach wie vor als „Königsweg“ zur Erlangung von Ruhm sehen, aber im Internet ebenfalls einen „barrierefreien Weg zu öffentlicher Aufmerksamkeit“ (Krischke/Pörksen, S. 146) sehen. In vielen Facetten beschreibt *Katrin Döveling* den Stellenwert und die Macht der Emotion im Zeitalter von Celebrity- und Casting-Shows und konstatiert sowohl einen „emotional turn“ als auch einen „emotional boom“.

Der Band wird mit dem Kapitel „Celebrities in der Kunstwelt“ beendet. *Jörg Scheller* schreibt über das „Biennaleske“, einem Besuch bei den Castingshows der Kunstbetriebe. *Andreas Beitin* schließlich schildert Aufbau und Anliegen der Ausstellung des skandinavischen Künstlerduos Michael Elmgreen und Ingar Dragset „Celebrity – The One & The Many“.

Dieses letzte Kapitel wirkt beinahe ein wenig „aufgesetzt“, erklärt sich aber aus dem Umstand, dass der Band in engem Zusammenhang mit der zuletzt beschriebenen Ausstellung entstanden ist. Spannend wäre gewesen, diesen Ansatz weiter auszudehnen und neben Schlaglichtern auf Popmusik und Politik noch weitere Branchen nach

Hinweisen auf Celebritykultur zu untersuchen.

Insgesamt bietet der Band einen guten Überblick über verschiedene Aspekte der Celebritykultur, allerdings verbleibt vieles beim Erwartbaren; weder sind neue allgemein-abstrakte Zugänge noch neue empirische Forschungsergebnisse zu finden. Dies ist allerdings dem Ursprung dieses Bandes als Colloquium Fundamentale geschuldet, darum sollte dies nicht als Nachteil gesehen werden. Im Gegenteil sollte als besonders positiv herausgestrichen werden, dass derartige aktuelle gesellschaftliche Phänomene Inhalte einer solchen Veranstaltungsreihe bilden.

Als Gesamteindruck bleibt beim Leser/bei der Leserin hängen: Celebrities kommen nur durch die Beachtung des Publikums zustande. Hier sei nur ein Zitat von vielen genannt, das diesen Grundtenor widerspiegelt: „Prominent wird in der Mediengesellschaft, wen die Medien dazu machen.“ (Franck, S. 13). Besonders wichtig dabei ist die Inszenierung der Celebrities, die über Fernsehen und Internet transportiert werden kann. Die Rolle von Social Media bei der Erschaffung und Erhaltung des Startums kann dabei kaum genug herausgestrichen werden.

Den Autor/innen fällt es im übrigen sichtlich schwer, durchgängig den Begriff „Celebrity“ zu verwenden, viel häufiger wird auf den schon lange etablierten Begriff „Star“ Bezug genommen, das Starwesen wird als kulturprägendes Phänomen dargestellt. Auch wenn dies von *Seifert* eingefordert wird, hat sich der Begriff „Celebrity“ noch längst nicht als eigenständige Kategorie durchgesetzt. Schon der Titel des Sammelbandes ist diesbezüglich ja eindeutig unentschlossen... Aber dies zeigt auch, dass es bei den aus der Gesellschaft herausragenden Personen durchaus Unterschiede gibt, die auch begrifflich gefasst werden sollen und können.

Besonders erfreulich ist anzumerken, dass das Phänomen Celebrity durchgängig nicht gering-schätzig oder als „Unterschichten-Phänomen“ erörtert wird, sondern als ein Faktum, das in der heutigen, stark digital geprägten Mediengesellschaft einen Platz hat und allein deshalb einen Platz in der wissenschaftlichen Forschung einnehmen sollte.

Julia Wippersberg, Wien

KRÜGER-FÜRHOFF IRMELA MAREI: *Verpflanzungsgebiete. Wissenskulturen und Poetik der Transplantation*. München: Wilhelm Fink Verlag 2012, 400 Seiten.

Die vorliegende, medienkomparatistisch angelegte Monografie *Verpflanzungsgebiete* nimmt sich der Frage an, wie das medizinische Wissen über Transplantation rezipiert, inszeniert und nicht zuletzt reflektiert wird. Die Habilitationsschrift der Literaturwissenschaftlerin Krüger-Fürhoff, die sich in früheren Arbeiten bereits mehrfach mit den medialen bzw. künstlerischen Reflexionen des (versehrten) Körpers beschäftigt hat, setzt die Transplantation als medizinischen Standard an, dem, ungeachtet von der belegbaren empirischen Häufigkeit, eine gesellschaftliche Haltung gegenübersteht, die hier (noch) keinen alltäglichen Eingriff sieht. In der darin unleugbar eingebetteten Erschütterung traditioneller „Auffassungen von Körperlichkeit und Identität“ (S. 22) lässt sich gewiss ein Hauptgrund dafür identifizieren. Als umso wesentlicher setzt die Autorin die literarischen und filmischen Reflexionen dieses Eingriffstypus an, in der aber nicht bloß die Machbarkeit in Relation zu realen bzw. imaginären Konsequenzen gesetzt wird: Literatur und Film, die hier anhand eines breiten Beispielsamples eingebracht werden, verhandeln Themen und Fragestellungen, die in den ebenfalls mit der Transplantationschirurgie befassten Diskursen nicht oder nur kaum zum Ausdruck kommen. In den künstlerischen Arbeiten lässt sich eine Funktion der Bündelung und der Öffnung ablesen. In der Darstellung der Wirkungsweise besagter Funktion sehen sich verschiedenste Wissenskategorien miteinander verbunden; im Einsatz aktueller wie historischer Erkenntnisse wird nicht nur ein historiographischer Reiz ausgestellt – hierin liegt, wie die Autorin betont, vielmehr eine Reflexion der Wissensgenese als aktuell einzustufende Erkenntnis. Mediale Ausdrucksformen werden im Verlauf der anregenden Studie als Experimentierbetrieb erfahrbar: Die realitätsstiftende Dimension der literarischen und filmischen Texte verbindet sich mit der Notwendigkeit rhetorischer und in Teilen auch erzählerischer Angebote zur Formulierung (natur-)wissenschaftlicher Glücksversprechen oder, eben auch weiter gefasst, ganzer Forschungsfelder.

Krüger-Fürhoffs Studie ist dabei deutlich einer unbedingten Aufwertung der Fiktion und dem medialen/medizinischen Transfer des Vorstell-

baren verschrieben. Diskursanalytisch fundiert werden die grundsätzlichen poetologischen Strukturen von Wissenschaft an sich anhand des konkreten Beispielthemas herausgestellt. Die bereits erwähnte Aufwertung des Fiktionalen liegt nicht zuletzt in den qualitativen Vorzügen für die Reflexion des Medizinischen begründet: In den mitunter brüchigen Entwürfen können sich eine Vielzahl nicht harmonisierter Zugriffe entfalten, es besteht die Möglichkeit eines Abgehens von progressionslinearen Entwürfen und das Zusammenführen von historischen Elementen mit aktuellen Erkenntnissen. Die Beschreibbarkeit der unterschiedlichsten Folgen, seien sie real oder imaginiert, ist eine direkte, nicht minder positiv anzusetzende Konsequenz daraus. Die diversen Veränderungsphantasien bringen das Subjekt und die daran gebundene Identitätsvorstellung unter Druck, eröffnen Perspektiven auf physische wie psychische Angriffsflächen. Für ihre überzeugende, nicht selten mit dem Moment der Transgression operierenden Studie berücksichtigt die Autorin ein ganzes Diskursbündel und setzt juristische, ethische, medizinische usw. Aspekte miteinander in Beziehung. In der Herausarbeitung von Verhältnissen verschiedenster Wissensformen zueinander, entsteht ein ungleich stärkerer, tieferer Einblick in die Thematik. Die wissenschaftsgeschichtlich gerahmte Arbeit, die zwischen übergreifender Kontextualisierung und dem *close reading* ausgewählter Einzelbeispiele changiert, ist in ihrer eigentlichen Struktur deshalb auch nicht entlang organischer Angebote ausgerichtet, sondern vielmehr an thematischen Bündelungen und argumentativen Verläufen interessiert: Auf die Darstellung historischer Entwicklungen, die Darlegung von Begrifflichkeiten, Metaphorik und vormodernen Prinzipien (S. 43ff.) folgt die Auseinandersetzung mit Körperkonzepten und fiktional begründeten Modellierungen des Menschen (S. 61ff.), wobei die durchlässig gewordenen/werdenden Vorstellungen von Identität und Kohärenz insbesondere durch die als Doppelgänger beschreibbaren Klone auf ihre Belastbarkeit hin getestet werden. Die Darstellung dieser als „Transplantationsreserven“ (S. 135) gehaltenen Züchtungen oder das (unerwünschte) Wirken mnemotischer Effekte gehen dabei mit bewusst gewählten literarischen und filmischen Verfahren – wie beispielsweise dem unzuverlässigen Erzähler, dem exzessiven Einsatz von Montage und filmischen Drittquellen – einher. Der darauffolgende Abschnitt über immunologische Kontext (S. 173ff.) bietet nicht nur den innovativen Ein-

satz postkolonialer Leseweisen auf die Organverpflanzung, sondern auch Ausblicke auf biopolitische Aspekte wie die dystopisch akzentuierte Unterordnung des normierten, regulierten Individuums unter gesamtgesellschaftliche oder politische Leitkonzepte. Das transplantierte Organ dabei als (überlebens-)notwendigen Eindringling zu erkennen, ist hier eindeutig eine wesentliche Neuerung in der Diskussion. Auf den Abschnitt zu durch Transplantation bedingten, neu zu wählenden Verwandtschaftsverhältnissen (S. 221ff.), die mit einer Parallelgeschichte von Körper- und Sozialrelationen oder dem Spannungsverhältnis aus Gabe und Gegengabe verbunden sind, folgt schließlich die Überführung der Transplantationsstrategien in die Beschreibung verpflanzungsorientierter Poetiken (S. 313ff.), die nicht auf die Harmonisierung der einverlebten Elemente hinarbeiten, sondern auf eine Herausstellung des (vermeintlich) Unpassenden.

Die Vielzahl der von Krüger-Fürhoff berücksichtigten Beispiele, die zum überwiegenden Teil aus dem 20. und frühen 21. Jahrhundert stammen, werden sowohl unter formalästhetischen als auch unter inhaltlichen Aspekten beleuchtet. Die Unterschiedlichkeit der künstlerischen Arbeiten muss dabei als großer Vorzug der Studie gelten, finden sich hier H.H. Ewers, Maurice Renard oder Michael Bay ebenso berücksichtigt wie Kazuo Ishiguro, Jean-Luc Nancy und Claire Denis. Verbindende Elemente des Samples, das leider ohne die einschlägigen Filme von David Cronenberg auskommt, lassen sich in mehrfacher Hinsicht finden: So fokussiert Krüger-Fürhoff auf die Perspektive des Empfangenden, die in den jeweiligen Werken mit literarischen bzw. filmischen Mitteln ergänzt wird, eben um die individuelle Erfahrung der Transplantation nachvollziehbar zu machen. Hier ist neben dem Ausspielen medienpezifischer Möglichkeiten bemerkenswert, dass Problematisierungen des Thematisierten die Dominanz experimenteller ästhetischer Herangehensweisen mit sich bringen, die medial gestützte Akzeptanz der Transplantation sich nicht selten auf vertraute Erzählmechanismen und etablierten ikonographischen Traditionen stützt. Ein weiteres, die Beispiele verbindendes Element ist die Betonung problematischer Fälle oder Überlebensgeschichten, aus der die Autorin eine Form von diskursiver Prädisposition für künstlerische Verhandlungen des Themas und die daran gekoppelte Auseinandersetzung mit physischen wie psychischen Verfasstheiten ableitet. Innerhalb der

Fachdiskussion vollzieht sie hier darüberhinaus eine kritische Gegenbewegung zu Bernd Kathans wirkmächtiger literatur- bzw. medienwissenschaftlich orientierter Studie *Das indiskrete Organ* und der darin vertretenen Ansicht, dass dem eigentlichen Transplantationsübertrag bereits eine symbolische Einverleibung durch den Empfänger vorausgehen würde. Die Präsenz der „Fleischlichkeit“ (S. 33) ist ein weiterer, die Beispiele verknüpfender Aspekt. Der technikgetriebene Cyborg-Diskurs tritt in den verhandelten Werken und den darin antizipierten Folgen hinter den Faktor der Natur bzw. der Natürlichkeit zurück. Insbesondere dieser Umstand hätte die Einbindung von weiteren zentralen Texten – so wird Michel Serres nur am Rande erwähnt, Alison Landsbergs Arbeit über *prosthetic memory* fehlt gänzlich – zumindest ermöglicht, wenn nicht gar wünschenswert gemacht. Unabhängig von diesen Details überzeugt Krüger-Fürhoff mit stimmiger Argumentation und anschaulicher Darstellung, ihre Untersuchung füllt eine Forschungslücke und provoziert – nicht zuletzt mit der eher aufgeworfenen denn beantworteten Frage nach der Übertragbarkeit verpflanzungsorientierter Muster auf literarische Strategien und Poetiken – im besten Sinne eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema der Transplantation. Die festgestellte Uneinheitlichkeit der literarischen und filmischen Positionen, die keineswegs ein Verschwinden der individuellen wie auch gesamtgesellschaftlichen Ängste als vielmehr deren Wiederkehr in veränderter Form belegen, lässt begreifen, wie sehr diese fruchtbare Auseinandersetzung auch ein Ringen um die sogenannte Normalität abbildet.

Thomas Ballhausen, Wien

**BOURDIEU PIERRE: *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992*. Berlin, Suhrkamp Verlag, 2014, 724 Seiten.**

Soeben sind Pierre Bourdieus Vorlesungen am Collège de France aus den Jahren 1989–1992 mit dem Titel *Sur L'État/Über den Staat* bei Suhrkamp auf Deutsch erschienen. Dabei ist vor allem bemerkenswert, dass in der deutschsprachigen Bourdieu-Literatur bisher keine Übersetzung vorliegt, die den großen französischen Meistersozologen so nahe an der konkreten Unterrichtspraxis und mithin als hervorragenden Didaktiker zeigt. Dies hat den eminenten Vorteil, dass die Kom-

plexität seiner Theoriebildung durch zahlreiche Verweise sehr präzise auf den Punkt gebracht wird. Die allgemeine Argumentationsstrategie Bourdieus in *Über den Staat* besteht darin, den Staat nicht nur als Polizei- und Repressionsapparat zu begreifen, sondern mit seinen luziden Ausführungen den Nachweis anzutreten, dass vor allem der Sozial- und Wohlfahrtsstaat – im Rahmen des „goldenen Zeitalters“, als welches Eric Hobsbawm die Zeit zwischen 1945 und 1989 bezeichnete – ein Instrument der Befreiung und Emanzipation dargestellt hat und also auch wieder darstellen könnte. *Über den Staat* stellt sich daher politisch auf höchstem soziologischem Niveau der Zerstörung von Sozialstaat und Öffentlichkeit entgegen und ist dahingehend nach wie vor von eminenter Aktualität. Denn es ist der Staat, der durch seine symbolische und materielle Existenz hindurch den BürgerInnen Identität verleiht, von der ausgehend sie (ganz gegen die reine Repressionsfunktion des Staates) auch im Sinne zivilen Ungehorsams als Staat Widerstand leisten können.

Die zentrale Frage von Bourdieus Staats- und damit Herrschaftstheorie besteht demgemäß darin, wieso der (staatlichen) Ordnung und der Herrschaft historisch und gegenwärtig so oft gehorcht wurde und wird. Daher stehen die Begriffe symbolische Macht, symbolisches Kapital und symbolische Gewalt im Zentrum seines Erkenntnisinteresses. Der Staat ist in Erweiterung von Max Webers Definition des „Monopols der legitimen Gewalt“ nach Bourdieu vor allem „durch den Besitz des Monopols der legitimen physischen und symbolischen Gewalt definiert“ (S. 18). In diesem Sinne zeichnet Bourdieu auf breiter Ebene den historischen Prozess nach, durch den am Beginn der Neuzeit der Staat vor allem von Juristinnen konstruiert wurde und im Sinne einer ursprünglichen Akkumulation von symbolischem Kapital mehr und mehr zu einer institutionellen Zentralbank wurde, in der Zeichengelder von AkteurInnen sozioökonomisch gebunden werden, um – auch diskursökonomisch – zu zirkulieren. Insofern stellt der Staat nach Bourdieu als symbolische Aktivität eine Konstruktion und „Erfindung unter strukturem Zwang“ (S. 245) dar, da er sich den AkteurInnen (u. a. PolitikerInnen, JuristInnen, Beamten oder auch HistorikerInnen) genauso auferlegt, wie sie ihn selbst perpetuieren.

Phänomene der Herrschaft, der Gewalt und der Unterdrückung werden also durchwegs im Sinne

eines verdoppelten Materialismus analysiert, der objektive Strukturen ebenso im Blick behält wie die Materialität des Symbolischen bzw. Diskursiven. Deshalb ist der Staat ein „Prinzip der öffentlichen Ordnung, nicht nur im Sinne seiner evidenten physischen Formen, sondern auch seiner unbewussten, scheinbar ganz und gar evidenten symbolischen Formen“ (S. 29). Entscheidend ist dabei, dass der Staat als ein äußerst komplexes und relationales Feld begriffen wird, indem Akteure über ihren Habitus und ihre (Diskurs-)Praktiken Staatlichkeit und Öffentlichkeit historisch produziert haben und daher auch aktuell reproduzieren. Insofern ist der Staat nichts, als eine „wohlbegründete Illusion“, die jedoch „vom Konsens kollektiv als gültig bestätigt“ ist (S. 30-31). Dabei zieht Bourdieu ganz im Sinne seines *Homo Academicus* (Bourdieu 1992) auch das Bildungssystem wiederholt heran, um die Mechanismen und Automatismen des Staates angesichts der Reproduktion sozialer Unterschiede zu erläutern. Die für Bourdieu konstitutive Selbstreflexivität im Bildungssystem und seine Analyse professoraler Kategorienbildung kann so durch seine Staatstheorie gestützt und ausgebaut werden.

Bourdieu nimmt in der Folge auch das „Staatstheater“ der Repräsentation anhand einer (historischen) Analyse des Königtums unter die Lupe. Im Sinne einer soziologischen Aufklärung fragt Bourdieu dabei auch nach dem, was in den Hinterzimmern des Staates geschieht und analysiert dabei luzide die Ungleichgewichte, die der Staat (und mit ihm die Politik) sozial und ökonomisch reproduziert. Dabei ersetzt Bourdieu auch die Opposition Staat/bürgerliche Gesellschaft durch den „Zugang zu den kollektiven, öffentlichen, materiellen und symbolischen Ressourcen“ (S. 77) und entwickelt so eine eigene Theorie der Institutionen, die er als „organisiertes, automatisiertes Vertrauen“ (S. 78) begreift. So ist ihm etwa das Parlament „der Inbegriff einer staatlichen Erfindung: Es ist der Ort der legitimen Politik, der Ort, an dem sich eine legitime Weise etabliert, die Konflikte zwischen den Gruppen und Interessen zu formulieren und zu regeln“ (S. 255). Dabei trägt der Staat ein „rational-bürokratisches Informationskapital“ (S. 39) und ist selbst ein „ökonomisches und symbolisches Kräfteverhältnis“ (S. 40), ein „komplexer Raum mit Teilungen“ (S. 45) und damit eben ein Feld.

Mit immenser Meisterschaft diskutiert Bourdieu dabei die entscheidenden Staatstheoretiker der

modernen Sozialwissenschaften: Perry Anderson, Ernst H. Kantorowicz, Shmuel Noah Eisenstadt, Barrington Moore, Norbert Elias, Immanuel Wallerstein, Karl Polanyi, Charles Tilly oder Philip Corrigan und Derek Sayer. Im Sinne produktiver Synthesen verknüpft Bourdieu deren Ansätze und integriert sie kritisch in sein eigenes Theoriegebäude. Parallel dazu verbindet Bourdieu die gesamte Staatstheorie diskursanalytisch mit soziolinguistischen Reflexionen über performative Sätze, da auch der Staat (gerade ob seiner symbolischen Qualität) immer von Akteuren performiert werden muss, um im konstruktivistischen Sinne überhaupt Existenz und Realität zu erlangen. Bourdieu schlägt deshalb eine Diskursanalyse vor, welche – ganz ähnlich wie in Foucaults Ordnung des Diskurses (Foucault 1991) – die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen des Symbolisch-Diskursiven immer mitberücksichtigt. Im Sinne eines strukturalen Konstruktivismus verbindet Bourdieu dabei äußerst produktiv die Ansätze des Neokantianismus (u.a. Cassirer) mit jenen des Strukturalismus (u.a. Dumézil). Bourdieus strukturelle Grundschulung zeigt sich auch, wenn er das Problemfeld des Staates immer wieder mit binären Oppositionen wie Öffentlich/Privat, Innen/Außen, Weiblich/Männlich, Natur/Kultur, Esoterisch/Exoterisch, Absolutismus/Perspektivismus oder Freiheit/Notwendigkeit konfrontiert und umkreist. Methodisch betont Bourdieu dabei nachdrücklich, dass seine Historische Soziologie sich direkt auf die Historische Epistemologie Bachelards bezieht, nach der ein besonderer Fall immer als Sonderfall möglicher Fälle verstanden werden muss.

Der didaktische Charakter dieser Vorlesungen hat nicht nur den Vorteil, dass sich die Bourdieusche Staatstheorie beim Lesen Schritt für Schritt entfächert, sondern bietet auch die Möglichkeit, sich erneut mit Klassikern der Sozialwissenschaften (Marx, Weber, Durkheim, Halbwachs, E. P. Thompson, Elias, Gramsci, Althusser, Habermas u. a.) auseinanderzusetzen. Dabei sind es vor allem drei soziologische Konzepte auf die Bourdieu zurückgreift: „Marx und die Analyse der ursprünglichen Akkumulation, Durkheim und die Teilung der sozialen Arbeit, Weber und seine Be-

schreibung der Genese der modernen Gesellschaften als Rationalisierungsprozeß.“ (S. 136). Dabei wirft Bourdieu der auf Marx zurückgehenden Theorie der „Staatsapparate“ vor, zwar bestimmte Funktionen und Mechanismen des Staates (Repression, Unterdrückung, Herrschaft etc.) richtig zu begreifen, aber gleichsam die aktive (und akteurbezogene) Produktivität der Staatsmacht zu unterschlagen. Insofern wäre es durchaus interessant, in kritischer Absicht zu diskutieren, welche Rolle marxistische Begriffe wie „Produktionsbedingung“, „Produktionsmittel“, „Produktionsfelder“, „Ideologie(n)“ oder „Fetischisierung“ im Diskurs Bourdieus spielen. Wurde doch auch jüngst in der Sekundärliteratur von Peter Streckeisen nahegelegt, dass Bourdieu wahrscheinlich marxistischer ist, als er es sich selbst eingestehen konnte (vgl. Streckeisen 2014).

Allein durch die breiten Bezüge zur Forschungsliteratur ist Bourdieus *Über den Staat* also eine unermessliche Fundgrube für all jene, die nach den Funktionsweisen, Mechanismen und Automatismen des Staates und damit der (staatlichen) Institutionen und Bürokratien fragen. Insgesamt kann die intensive Lektüre von Bourdieus *Über den Staat* sowohl wissenschaftlich als auch politisch nur nachdrücklich empfohlen werden. Das meisterhafte interdisziplinäre Jonglieren mit den Archiven der Philosophie, der Geschichte, der Ethnologie oder Soziologie macht dabei nicht nur ein hochgradig relationales Verständnis des Staates lesbar, sondern ist gerade ob des didaktischen Charakters von Bourdieus Vorträgen eine Pflichtlektüre für alle, die an einer kultursoziologischen Erfassung der sozialen Wirklichkeit auf höchstem Niveau interessiert sind.

#### **Bibliographie:**

- Bourdieu, P. (1992). *Homo Academicus*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1991). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main.
- Streckeisen, P. (2014). *Soziologische Kapitaltheorie*. Marx, Bourdieu und der ökonomische Imperialismus. Bielefeld.

Alessandro Barberi, Wien



# Empfehlung

**HVH** HERBERT VON HALEM VERLAG



TIM TOLSDORFF

**Von der Stern-Schnuppe zum Fix-Stern.  
Zwei deutsche Illustrierte und ihre gemeinsame  
Geschichte vor und nach 1945**

*Öffentlichkeit und Geschichte*, 7

2014, ca. 540 S., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

EUR(D) 34,00 / EUR(A) 34,80 / sFr. 56,70

ISBN 978-3-86962-097-8

Die Erfindung der Illustrierten *Stern* durch Henri Nannen im Sommer 1948 ist einer der bestimmenden Gründungsmythen in der bundesrepublikanischen Pressegeschichte. Der Medienhistoriker Tim Tolsdorff dekonstruiert diesen Mythos und legt offen, dass Nannen zu großen Teilen das Konzept einer Illustrierten übernahm, die bis Ende 1939 in Berlin als erfolgreiches Produkt der NS-Propaganda erschien. Der Autor recherchierte in zahlreichen Archiven, wertete Zeitschriften aus und erschloss bislang unbekannte Nachlässe. Auf dieser Grundlage beleuchtet er den Einfluss erfahrener NS-Propagandisten bei Nannens Blatt und weist nach, dass der Relaunch Ergebnis eines nach wirtschaftlichen, pressepolitischen und markenrechtlichen Kriterien gesteuerten Ausleseprozesses war.

Außerdem in der Reihe *Öffentlichkeit und Geschichte* erschienen:



L. ERKER / K. KIENESBERGER /  
E. VOGL / F. HAUSJELL (HRSG.)  
**Gedächtnis-Verlust?**  
**Geschichtsweltung und -didaktik in der Mediengesellschaft**  
*Öffentlichkeit und Geschichte*, 6  
2013, 260 S., 9 Abb.,  
EUR(D) 28,50 / EUR(A) 29,20 /  
sFr. 47,60  
ISBN 978-3-86962-066-4



THOMAS BIRKNER  
**Das Selbstgespräch der Zeit.**  
**Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605 - 1914**  
*Öffentlichkeit und Geschichte*, 4  
2012, 430 S., 61 Abb., 5 Tab.,  
EUR(D) 30,00 / EUR(A) 30,70 /  
sFr. 50,40  
ISBN 978-3-86962-045-9



W. DUCHKOWITSCH / F. HAUSJELL /  
H. PÖTTKER / B. SEMRAD (HRSG.)  
**Journalistische Persönlichkeit.**  
**Fall und Aufstieg eines Phänomens**  
*Öffentlichkeit und Geschichte*, 3  
2009, 488 S., 2 Tab.,  
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /  
sFr. 49,60  
ISBN 978-3-938258-82-8



DOROTHEE KRINGS  
**Theodor Fontane als Journalist.**  
**Selbstverständnis und Werk**  
*Öffentlichkeit und Geschichte*, 2  
2008, 400 S.,  
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /  
sFr. 49,60  
ISBN 978-3-938258-52-1

<http://www.halem-verlag.de>

[info@halem-verlag.de](mailto:info@halem-verlag.de)

Bei Unzustellbarkeit  
bitte zurück an:

**medien & zeit**

Währinger Straße 29  
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,  
Verlagspostamt 1180 Wien,  
2. Aufgabepostamt 1010 Wien